Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), A. Ferrari, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Hermann Oelschläger, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1870. — Fünfundzwanzigster Jahrgang. — 1870.

Zweiundzwanzigster Band.

Non possumus.

Dritter Band.

Leipzig, Ernst Julius Günther. | New-York, L. W. Schmidt.

1870.

Non possumus.

Roman

von

Fr. Hilarius.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1870.

Erstes Kapitel.

> Gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange, als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden.
> Goethe, Meisters Lehrjahre.

Lucian an Theobald.

Am ... See, den 17. Mai 18 ..

Was wirst Du wohl denken, mein getreuer Phintias, wenn Du am Kopfe dieser Epistel noch mein altes Standquartier liest? Vor mehr als zwei Wochen, am Beginne meiner Odyssee, wünschte ich mir Flügel der Morgenröthe, um ja noch früh genug campanische Frühlingsluft athmen und unter Pinien träumen zu können, und nun sitze ich noch hier an der Schwelle unserer Alpen, festgebannt wie Ulysses auf der Insel der Circe, und vergesse schier das Land der Orangen,

das säulengetragene Haus, die glänzenden Säle und schimmernden Gemächer — das ganze sehnsuchtweckende Lied Mignon's, das mir während der wüsten Träume meiner Krankheit unaufhörlich wie ein zauberischer Lockruf in die Ohren klang.

Ach, Theobald, es ist gar zu lieblich hier, und die seligen Knabenerinnerungen machen mir all die bekannten Stellen im Thal und auf den Höhen doppelt theuer und werth. Mir ist, als begegnete ich noch überall den Spuren unserer Fußtritte, als halle noch Dein heiteres Jauchzen von den Bergen wieder, und dazwischen klänge die Stimme unseres theuren Mentors!

Aber nicht blos der Nachhall vergangener Tage, mich fesselt — offen gestanden — auch die Gegenwart. Ich habe in jener Mühle, die so oft das Ziel unserer spätern Abendwanderung bildete, ein paar Zimmer gemiethet, einfach, reinlich und doch nicht ohne jenen ländlichen Comfort, der für uns Sybariten, wenn wir noch nicht allen Sinn für eine anmuthige Bedürfnißlosigkeit verloren haben, einen ganz besondern Reiz hat. Im Hause waltet die Müllerin, eine wohlconservirte Wittwe, mit männlicher Würde und Entschiedenheit, und ihrem Commandoworte muß sich selbst der Gast fügen, was auch ohne alle Widerwilligkeit geschieht. Denn ihre Anordnungen sind nicht nur billig und ver-

nünftig, sondern bekunden geradezu eine wahrhaft rührende Theilnahme und Aufmerksamkeit für den invaliden Gesellen, der bei ihr Herberge fand.

Uebrigens führt sie nur die Zügel der Wirthschaft, die bei dem ansehnlichen Mühlgewerke und der bedeutenden Oekonomie wohl eine feste Hand und einen sichern Blick erfordern. Für den Vollzug sorgen drei Söhne, prächtige, hochwüchsige, stämmige Burschen, und eine nicht geringe Zahl von Dienstboten, die hier zu Lande die sinnige Bezeichnung Ehehalten führen.

Eine ganz eigene, gewissermaßen vermittelnde Rolle im Hause ist aber einem jungen Mädchen übertragen, dessen erste Erscheinung mich nicht wenig überraschte. Denke Dir mein Erstaunen, Theobald, als mir am nächsten Morgen nach der Gründung meines Karawanen-Hausstandes der Kaffee von einer kleinen, hübschen, schlanken Dirne vorgesetzt wurde, die ich beim ersten Blicke in die blauen Augen als unsere alte Freundin — die Cili vom Christlbauern — wiedererkannte. Du wirst Dich wohl noch des rothröckigen, barfüßigen Flüchtlings erinnern, dem wir vor sechs Jahren die erste anregende Episode auf unserer Pilgerfahrt hierher verdankten?

Es bedurfte keiner weitläufigen Erörterung, um der Kleinen auch die Erinnerung an mich wieder auf-

zufrischen. Seitdem sind wir beide herzlich gute Freunde, und ich darf Dir wohl ohne Gefahr des Verraths das Geständniß machen, daß ein paar Glieder der freundlichen Kette, die mich an diesen herzigen, traulichen Winkel der Erde fesseln, von Cili's Händen geschmiedet sind.

Rümpfe nicht die Nase, Theobald, über meinen Geschmack an einer „Bauerdirne", oder denke Dir gar Schlimmeres über meine Beziehungen zu dem Mädchen. Fürs Erste sind wir eben herzlich gute Freunde, wie ich Dir sagte — nicht mehr, nicht weniger! Fürs Zweite ist aus der barfüßigen Cili mit dem kurzgeschürzten Röcklein und dem wirren, fliegenden Haare eine Metamorphose vor sich gegangen, die Dich beim ersten Wiederbegegnen sicher in ein ebenso angenehmes Erstaunen versetzt hätte, als es bei mir der Fall war. Nur zur Berichtigung etwaiger Vorurtheile will ich Dir Einiges von den Wandlungen in dem Schicksale dieses Mädchens erzählen.

Zuvörderst muß ich den Verdacht aussprechen, daß unser Freund Julian in dem Berichte, welchen er uns dazumal über den Hausstand des besagten Christlbauern erstattete, mehr helle Farben verbrauchte und Glanzlichter aufsetzte, als er der Wahrheit gegenüber zu verantworten vermag. That er es, um uns die Stimmung

nicht zu verderben, oder um für seine Theorie über die Gemüthszustände der untern Volksklassen die Folie der Wirklichkeit zu gewinnen, oder aus irgend einem andern Grunde — die Antwort auf diese Fragen mußt Du von ihm selbst erholen. Gewiß ist, daß Cili daheim wie im Hause ihrer verrückten Großmutter körperlich und geistig mehr zu leiden hatte, als sie uns zudringlichen jungen Burschen unter die Nase reiben wollte.

Als vor etwa vier Jahren die Großmutter starb und sie wieder unter das väterliche Dach übersiedeln mußte, ward ihr das junge Leben durch so viel Härte und Bosheit verkümmert und vergällt, daß es die Tragkraft des armen Geschöpfes überstieg und nur eine Flucht vor der Verzweiflung retten konnte. Es war ein dorniger Pfad, welchen Cili von der Heimat bis an die Schwelle der gastlichen Mühle zu wandern hatte, wo sie endlich ein Asyl fand. Nicht von ihr, die über die Vergangenheit schweigt oder höchstens mit ein paar Worten milder Versöhnung ihrer gedenkt, sondern aus dem Munde der Müllerin erhielt ich bruchstückweise eine Schilderung ihres Lebenslaufs, daraus sich hinlänglich Stoff für eine kleine tragische Novelle schöpfen ließe. Ich behalte mir vor, Dir das Alles mündlich zu erzählen, und knüpfe hier da an, wo Cili bei ihrer Frau

Base, wie sich die Müllerin von ihr nennen läßt, eine neue Heimstätte fand.

Die treffliche Frau hat mir unter vier Augen gestanden, daß ihr das Mädchen wie „ein wildes, scheues Füllen" über den Hals gekommen sei. Aber sie habe sofort den tüchtigen Kern unter der Hülle entdeckt und nun ihr ganzes Erziehertalent verschwendet, um alle die wilden Triebe und dornigen Schößlinge zu entfernen, die das zierliche Stämmchen verunstalteten. Mit Gottes Hülfe und mit dem Beistande des seligen Cantors — nach ihrer Schilderung ein wahres Pracht- und Musterexemplar von einem Cantor — sei ihr das auch gelungen, und nun könne sich die Cili füglich mit jeder Stadtjungfer messen und sei ein Kind ganz nach ihrem Herzen!

Und wahrhaftig, Theobald, wenn ich alle meine Erfahrungen zusammennehme, ich finde kein Bild, das einen Vergleich mit Cili aushielte. Du, der Du mich immer als allzu spröde gegenüber dem Frauenreize schaltest, wirst mich wohl jetzt nicht eines übereilten und befangenen Urtheils zeihen, wenn ich Dir einen flüchtigen Schattenriß von dem Mädchen mittheile. Am wenigsten mag sich Cili ihrer Größe rühmen. Sie gehört zu jenen mittlern Mädchengestalten, die gerade nicht auffallen. Ihre schlanke, von der richtigen Fülle

gehobene Gestalt, ihr feingeformter Hals, der sich in tadellosem Verhältnisse an die reizende Büste anschließt, das schöne Oval ihres Köpfchens, von einer Fülle nußbrauner Flechten gekrönt — alles das berechtigt sie zu dem halb lächelnden, halb schmollenden Gesichtchen, wenn ich sie „die Kleine" schelte. Ihr Fuß wetteifert an Zierlichkeit keineswegs mit dem einer Tänzerin, aber sie ist flüchtig wie eine Gazelle und holt ein junges Pferd im Laufe ein. Ihr Wuchs ist nicht derb und gedrungen, wie der einer Bauerdirne, und dennoch entwickelt sie eine Körperkraft, daß sie selbst den Kampf mit einem Farren aufnimmt. Ihrem Gesichte fehlt die Weichheit des Schnittes und der Reiz eines klaren, durchsichtigen Incarnats, und dennoch liegt der volle Zauber anmuthiger, thauig frischer Schönheit auf ihm. Wäre nicht ihr ganzes Wesen der unmittelbare Ausdruck lauterster, unverfälschter Natürlichkeit, man könnte glauben, sie buhle mit ihren pflaumblauen Augen, mit den Grübchen in den Wangen.

Ich sehe, wie Du die Mundwinkel zu einem spöttischen Lächeln verziehst; aber bei allen Göttern des Olymps, Theobald, all der glänzende Firniß, den ich für Cili's Bildniß verschwende, geht nicht um eines Haares Breite über die Wirklichkeit hinaus. Ich würde selbst unter dem Einflusse Deines Inquirentenblicks

nichts weiter zu gestehen vermögen, als daß wir beide, das Mädchen und ich, herzlich gute Freunde sind. Sie fesselt mich nicht mehr und nicht minder als alles Uebrige, was im Hause lebt und athmet, die Müllerin, ihre Söhne, Knechte und Mägde, selbst das sinnige Volk der Ochsen und Kühe, die sich mit ihren breiten Stirnen zu ihrer Liebkosung drängen. Es muß eine magnetische Kraft in der Kleinen wohnen; denn die Tauben fliegen ihr auf die Schultern, der Hahn kräht und schlägt die Flügel, und die Enten wackeln ihr entgegen, wenn sie den Hühnerhof betritt. Um ihren Kopf flattern die Sperlinge, daß sie fast ihre Flechten streifen, und auf ihren Lockruf rauscht es durch das Geäst des Lindenbaums, der vor dem Hause steht, und die Finken nehmen ihr die Brodkrume aus den Fingern,

> Die trocken aus den schönen Händen schmeckt,
> Als hätt' sie in Ambrosia gesteckt.

Alles wie in „Lili's Park", der mir jedesmal in den Sinn kommt, so oft ich die kleine Zaubrerin im Verkehr mit den gefiederten Republikanern belausche, mit denen sie ganz eigene, mir großentheils unverständliche Worte wechselt.

Fast erschrecke ich — nicht sowohl über die Länge meines Briefes und die Breite der eingeflochtenen Schilderungen als über die Selbstsucht, die aus jeder Zeile

hervorblinzelt. Rede ich da nicht beständig von meinen Gefühlen, meinen Freuden und Erlebnissen, als wäre außer mir Niemand auf der Welt, den ich liebte! Von meiner Mutter erhielt ich jüngster Zeit Briefe, in welchen sie sich unter Anderem über Deine Zurückgezogenheit beklagt. Theobald, Du glaubst nicht, wie sie Dich liebt und wie sie sich bei meiner Abreise mit der Hoffnung tröstete, daß sie in dem Umgange mit Dir Ersatz finden würde für den flüchtigen Sohn. Gönne ihr hier und da einen freundlichen Besuch und den erheiternden Genuß der Zwiesprache mit dem geliebten Freunde ihres Lucian. Sie bedarf dessen und vielleicht jetzt mehr als je.

Die Stimmung meines Vaters, von der Du weißt, daß sie im Familienkreise nie eine sehr erquickliche war, scheint sich nach Allem, was ich zwischen den Zeilen ihres Briefes lesen kann, noch mehr verschlimmert zu haben. Ich erhielt bereits von anderer Seite her Andeutungen über die Machinationen, mit denen man jetzt, nachdem Julian glücklich beseitigt ist, auch an dem Sturze des Grafen arbeitet. Bei dem Werthe, welchen er auf die Gunst des Fürsten setzt, kann ich mir jetzt schon die Wirkung vorstellig machen, die ein Gelingen dieses Plans auf ihn äußern würde.

Sage mir, Theobald, wie ist es möglich, daß ein

Mann in den Verhältnissen meines Vaters seine Freiheit und Selbstständigkeit um so jämmerlichen Preis zu verkaufen vermag? Gerade jetzt, wo ich den Segen einer vom Glücke gewährten schönen Unabhängigkeit tiefer und dankbarer empfinde als je, kommt es mir vor, als läge in solchen selbst angelegten Fesseln ein Verrath meiner Würde, der gröbste Undank gegen die Vorsehung, welche mir in reichster Fülle die Mittel gewährte, frei zu sein. Oder kann ich der Menschheit wirklich nur nützen, wenn ich ein Ministerportefeuille in der Tasche trage, wenn eine Wagenlast von Orden an mir hängt und mein ehrlicher Name nichts mehr gilt gegen den lächerlichen Titel, womit man ihn zudeckt?

Noch eine Sorge ist's, die mich quält und die Du, mein Liebster, mir vielleicht abnehmen kannst. Bis zur Stunde habe ich keine Zeile von Julian empfangen, und die Briefe meiner Mutter enthalten nicht einmal seinen Namen. Ich weiß, daß er ein seltener Gast in unserem Hause geworden ist und daß seine Beziehungen zum Vater nie über die Grenze der Gemessenheit und des steifsten Anstandes hinausgingen. Menschen, die im Ganzen ihres Wesens so verschieden sind, wirken um so antipathischer auf einander, je mehr sie nach einzelnen Richtungen sich einer gewissen geistigen oder gemüth-

lichen Wahlverwandtschaft bewußt sind. Oder glaubst Du nicht, daß Julian Vieles mit dem Vater gemein habe — seinen Stolz, seine Gewalt über die äußere Erscheinung, seinen Ehrzeiz? Das äußerte aber Alles bisher keine Rückwirkung auf die freundliche Gegenseitigkeit zwischen ihm und meiner Mutter, und es würde mich sehr betrüben, wenn es anders geworden wäre.

Ueber alle diese und noch etliche andere Dinge erwarte ich von Dir baldige und beruhigende Aufklärung. Wirst Du mich täuschen?

Die Absendung dieses Briefes hat sich verzögert, und ich bin damit nicht völlig unzufrieden. Nun kann ich ihn mit einer Neuigkeit schließen, die Dir einige Ueberraschung bieten wird. Du erinnerst Dich wohl noch einer unserer Lieblingspartien, des hübschen Häuschens auf der Westseite des Sees, mitten auf der Wieshalde einer kleinen Landzunge, überdacht von einer hohen, weitästigen Ulme, die man fast an allen Punkten des Gestades im Auge hat? Gestern Nachmittag ließ ich mich hinüberrudern und war nicht wenig erstaunt, als mir an der Landungsbrücke Dein alter, würdiger Freund Friesenecß entgegentrat und mich auf seinem Grund und Boden willkommen hieß. Das Anwesen ging vor

wenigen Wochen in seinen Besitz über, und er hat es, ohne dem bäuerlichen Charakter des Häuschens Eintrag zu thun, in einen kleinen, behaglichen, reizenden Sommerlandsitz verwandelt — eine wahre Freistätte ländlichen Stilllebens. Täusche ich mich nicht, so kündet sich in der Ausschmückung und Einrichtung des Häuschens, in der zierlichen Anlage des kleinen Gartens, in der sinnigen Verwendung alles dessen, was bereits die Natur Schönes bot, jene geschickte Hand und jener feine Frauengeschmack, von dem Du mir schon hier und da mit einigem Entzücken vorgeplaudert hast.

Dieses Entzücken ward mir erst recht begreiflich, als ich der freundlichen Einladung Folge leistete und unter der vorspringenden Laube des Hauses im grünen Dämmerschatten überhangenden Epheus und junger Sprossen wilden Weins eine zierliche Gestalt erblickte, die ich wahrhaftig für die Hamadryade des schönen Ulmenbaums hielt, bis mir der Oberstjägermeister die Täuschung benahm. Die niedliche Elfe entpuppte sich als sein Töchterchen Klara, und ich — ich war mit dieser Entgöttlichung keineswegs unzufrieden. Wenn Du mir nicht zürnst, will ich Dir ein Geständniß machen. Es kam mir vor, als hätten meine blöden Augen noch nie eine so holdselige Erscheinung gesehen wie dieses Oberstjägermeisterskind. Glücklicher Weise mahnte

mich mein Gewissen an die Freundespflicht, und so lenkte ich denn die Blicke rasch wieder von der Tochter zum Vater und begann mit diesem eine so lebhafte Unterhaltung, daß Klara kaum Zeit gewann, mir eine Tasse Thee anzubieten.

Aus dem bunten Inhalte dieses Gesprächs, das mich an den trefflichen, von liebenswürdigem Humor übersprudelnden alten Herrn fesselte, bis die stille Flamme des Mondes sich sachte hinter den Bergen emporhob, muß ich Dir schnell noch etwas mittheilen, was Dich unmittelbar betrifft. Ich will nicht untersuchen, Liebster, ob Du Dir nicht eine kleine Hinterhaltigkeit gegen Deinen offenherzigen Freund Lucian zu Schulden kommen ließest. Sicher ist, daß irgend ein schlimmer Geselle einen Drudenfuß zwischen Euch beide in den Sand zeichnete, der Euch gegenseitig entfremdete. Als der Zufall die Rede auf Dich lenkte, drangen selbstverständlich die Worte wie Posaunenklänge über meine Lippen und priesen den Freund als die Perle unter der Spreu der übrigen Jünglinge dieser lasterhaften Welt und kündeten mit nicht zu verachtender Begeisterung den Hort seiner Tugenden.

Ich war nicht wenig erstaunt über die problematische Wirkung meiner wohlgesetzten Rede. Frieseneck schüttelte mit ironischem Lächeln das Haupt, sprach von

Kurzsichtigkeit, Täuschung, Vorurtheil und ähnlichem Unsinne und meinte, es gäbe Dinge, von welchen man am besten schwiege. Klärchen aber, die Deine Schilderung in Allem übertraf, nur nicht in der gerühmten Lebhaftigkeit ihres Wesens, ward im Verlauf der Verhandlungen zusehends blässer, bis sie sich endlich rasch dem Hause zuwendete. Du weißt, daß ich in Gegenwart eines weiblichen Zuhörers immer befangener spreche. Als die Tochter uns verlassen hatte, gedachte ich den Vater mit der Gewalt meiner Redewendungen alsbald zur Erkenntniß seines eigenen Vorurtheils zu bringen. Aber der Dorn sitzt tief, und es war ein schweres Werk, den alten Starrkopf nur einigermaßen in seiner vorgefaßten Meinung wankend zu machen. Was er Dir Schlimmes zutraut, weiß ich nicht; aber ich dächte, mein Theobald, es lohnte sich der Mühe, daß edle, gute Menschen mit der ganzen Kraft ihrer Seele darnach trachteten, sich wiederzufinden, wenn sie sich in den dunklen Labyrinthgängen des Lebens verloren haben.

Ich fordere von Dir ein offenes Bekenntniß dessen, was zwischen Euch hartköpfigen Leuten vorgefallen ist. Dann soll es mir auch mit Gottes Hülfe gelingen, einen Steg über die Kluft zu bauen, die Euch scheidet. Ich weiß, daß Du Klara liebst; daß sie Dich wieder liebt, steht ihr in den Augen geschrieben. Ihr werdet

doch — bei den Göttern des Hades! — nicht den Vorwurf abgeben wollen für die sentimentalen Verse Freund Heine's:

Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn!

Damit Gott befohlen!

Theobald an Lucian.

...den 21. Mai 18..

Womit kann ich die Antwort auf Deinen Brief füglicher beginnen als mit einem ernstgemeinten Vorwurf über Deine Saumsal, Du ungetreuer Damon? Ich dachte schon — um im Texte Deines vielgeliebten Mignonliedes fortzufahren — es sei der Fels gestürzt und über ihn die Flut, und beide hätten Dich unter Trümmern und Wellen begraben. Wenn mich etwas versöhnte, so war es die Ausführlichkeit, womit Du Dein Thun und Treiben schildertest und mir den Nachgenuß Deiner eigenen Genüsse botest.

Du wirst es billig finden, daß ich in der Freude meines Herzens Deine Epistel den beiden liebsten Menschen mittheilte, die ich nächst Dir auf der Welt habe. Deine Mutter war herzlich erfreut über Inhalt und Fassung. Sie meint, unter solchen Verhältnissen könne

sie Dir unmöglich zumuthen, den Fuß über den Brenner zu setzen. Es sei mehr als zweifelhaft, ob Du jenseits der Alpen je wieder solch eine Idylle fändest. Laß Dir also den herzerfrischenden Genuß nicht verkümmern, selbst nicht durch die kleine Sorge, daß ich die Verpflichtungen vergäße, welche mich an das Haus La Rochelle knüpfen. Nur während der aufgeregten Tage des Ministerwechsels, welcher auch auf meine Stellung und mein Schicksal maßgebend zurückwirkte, ließ ich mir eine vorübergehende Säumniß zu Schulden kommen. Nun bin ich fast der tägliche Gast Deiner Mutter und freue mich, ein Scherflein zu ihrer Erheiterung beitragen zu können.

Die Stimmung des Grafen, welcher sich zur Zeit wirklich gegen die Angriffe einer mächtigen Partei zu wehren und manche Unbill zu erfahren hat, übt einen schmerzlichen Rückschlag auf das Gemüth der unübertrefflichen Frau, und ich lese ihr trotz alles freundlichen Lächelns die Last der Sorgen ab. Doch hoffe ich auf eine baldige Wendung der Dinge. Sollte sich — was der Himmel um unseres Landes willen verhüte! — die Schale zu Ungunsten des Grafen neigen, so würde ich das für seine Person nicht als ein Unglück betrachten. Ich theile in dieser Beziehung vollkommen Deine Ansichten, mein Lucian, und möchte mich fast der beruhigenden

Hoffnung hingeben, daß es sich nur um das Durchleben einer vorübergehend schmerzlichen Katastrophe handelt, um Deinen Vater mit dem kostbaren Gute der Unabhängigkeit von Menschen und Verhältnissen zu versöhnen.

Weniger als Deine Mutter scheint Julian von dem Texte Deines Briefes erbaut gewesen zu sein. War es der Druck, den die Ereignisse überhaupt auf seinen Humor ausübten, oder ist er für Deine Seelenruhe besorgt — als ich ihm die Schilderung Deines idyllischen Hausstandes und das Märchen von der kleinen Fee Cili vorlas, legte sich's wie eine Wolke auf seine Stirn, und seine Augen begannen jenes unstäte Flimmern, womit er uns Jungen Furcht einzujagen wußte. Mein Forschen nach dem Grunde blieb erfolglos, und als ich die Frage nach der Wahrheit seines Berichts über jene Bauersleute stellte, wandte er sich geradezu unwillig von mir ab.

Du darfst Dich hierüber so wenig wundern als über seine Schweigsamkeit, die in den schweren Schlägen, welche seinen Geist und sein Gemüth trafen, wenigstens einige Rechtfertigung hat. Julian liebt Dich wie vielleicht kein anderes Geschöpf auf der Welt; aber er ist ein ungewöhnlicher Mensch, der sich mit keinem Zollstabe messen läßt. Es war knabenhaft von mir,

daß ich in ihm nur den über alles gemein Menschliche erhabenen Heros sah und mich, als ich meine Täuschung gewahrte, eine Zeit lang gar nicht zu trösten vermochte über die Verkümmerung meines Ideals. Ich hielt es nicht für unmöglich, daß da und dort eines Menschen Seele sich nur für das Licht öffne, gleich der Lychnis, während ich hätte denken sollen, daß die Dunkelheit das Ursprüngliche und Gegebene sei, und daß unsere Unvollkommenheit eine Einwirkung der Gegensätze und einen Kampf derselben nothwendig bedinge. Ich habe die Schatten in seiner Seele gewahrt, aber ich bin jetzt, da ich ihn kenne und vernünftig denke, wieder völlig mit ihm ausgesöhnt. Er steht mir nicht mehr so hoch, aber nun desto näher, und ich liebe ihn mit aller Kraft meiner Jugend. Er besitzt mehr Muth und Selbstverleugnung, mehr Adel und Manneswürde als ein Dutzend sogenannter braver Leute, und es hat mich bis ins Herz hinein gefreut, als er jeden Antrag weiterer Verwendung im Staatsdienste zurückwies und stolz wie Aristides in die selbstgewählte Verbannung ging. Die Wahl seines künftigen Berufs hält ihn nunmehr so in Spannung, daß Du ihm eine vorübergehende Vernachlässigung der Freundespflicht nachsehen mußt.

Leider habe ich mich selbst nicht stark genug gefühlt,

um es Julian nachzuthun. Mir gebricht es an der bahnbrechenden Fülle des Wissens und an Vertrauen auf die eigene Kraft. Zudem konnte ich meine alte Mutter bisher unterstützen und bringe es nun nicht übers Herz, ihren Dank — wenn auch nur vorübergehend — entbehren zu sollen. So habe ich denn in Gottes Namen die leidige Last des Lebens wieder auf mich genommen, aber nicht ohne vorerst noch einen bittern Kampf durchzukämpfen. Statt der bescheidenen Stelle, die ich jetzt einnehme, wurde mir ein meine Jahre und meine Verdienste weit überholender Posten in Aussicht gestellt, wenn ich mich hätte veranlaßt finden können, meiner Fahne treulos zu werden und nebenbei einen kleinen Verrath an Deinem Vater auszuüben.

Ich habe Dir bereits das Geständniß gemacht, daß ich trotz allen Dankgefühls, das mich an den Grafen von La Rochelle fesselt, seiner politischen Thätigkeit mißtraute, seit mir der Begriff einer uneigennützigen und ehrlichen Parteistellung klar geworden ist. Dennoch wahrte ich die Pietät für den Mann, der einer freien Bewegung Bahn brach und dem unser Vaterland so viel verdankt. Ich trat für ihn ein, denn ich wog seine Handlungen, nicht seine Beweggründe.

Da erfuhr ich, welcher Antheil am Sturze Julian's

ihn trifft. Ich bekenne Dir offen, Lucian, daß ich aus dieser bittern Erfahrung das Gefühl der Verpflichtung und einer großen, uneingelösten Dankesschuld nur mühsam rettete!

Diesen Zwiespalt in meiner Seele scheint einer jener Missionäre zur Erforschung der Herzen und Nieren wirklich entdeckt zu haben. Man bemühte sich, ihn nutzbar zu machen, und der Kammerherr von Luchsberg, welchen man als Nachfolger Julian's bezeichnet, machte mir mit der schamlosesten Stirn glänzende Anerbietungen, wenn ich mich dazu bequemen wollte, ihm wenn auch nur im flüchtigsten Concepte mitzutheilen, was ich von der Familiengeschichte des Hauses La Rochelle und von den Beziehungen Doctor Julian's zu demselben wüßte. Daß ich diese Zumuthung mit der entsprechenden Entrüstung zurückwies, bedarf keiner Worte. Nun bin ich auf einem höchst überflüssigen Posten am obersten Lehnshofe unschädlich gemacht. Ich arbeite unter dem Präsidium des würdigen Herrn von Schimmelbein und bequeme mich den kleinen Plackereien, wodurch er mir das Bewußtsein, daß der Günstling des Ministers hinter mir liege, mit unverkennbarer Absicht beibringen will.

Noch habe ich mit keinem Manne verkehrt, der so namenlos wenig Begriff von seiner Aufgabe hatte als

dieser Emporkömmling. Die übrigen Mitglieder des Collegiums, denen man das „Recommandirt" von der Adresse ablesen kann, schließen sich mit wenig Ausnahmen dem Vorstande würdig an. Das ganze Institut ist ein Körper von unbeschreiblicher Schwerfälligkeit, der sich neben der sparsamen Arbeit von wirklicher Bedeutung nur noch etliche Kreisbewegungen selbst vorgeschrieben hat, um nicht gänzlich zu versumpfen. Mit zwei tüchtigen Männern erledige ich alle Geschäfte dieser Stelle, wofür der Staat Tausende opfert, nur um die Legionen seiner Beamten vollzählig zu erhalten.

Widerliche Gefühle übermannen mich. Sei barmherzig, o Geliebter, und entbinde mich von der Pflicht, noch trübseligere Erinnerungen wach zu rufen. Mein nächster Brief soll Dich von Allem genau unterrichten, was auf mein Verhältniß zu Klara nur irgendwie Bezug hat.

In allertreuester Liebe u. s. w.

Justus an Theobald.

Köln, den 23. Mai 18..

Ich bin daran, den Staub von den Füßen zu schütteln und heimzukehren. Sechs Jahre in der Fremde sollen wohl genügen, um den engen Gesichtskreis, den die Heimat bietet, zu erweitern und neue Fernsichten

zu eröffnen. Noch habe ich vor, einen Theil meiner Ersparungen zu einer kleinen Reise durch Frankreich und Belgien zu verwenden; aber binnen wenig Wochen bin ich sicher daheim und freue mich jetzt schon unsaglich auf den ersten warmen Handschlag von Mutter und Bruder nach so langer, langer Trennung.

Du wirst wohl erstaunt sein, lieber Theobald, über die Raschheit meines Entschlusses. Aber neben der Sehnsucht nach Euch und meinem alten Knechtlein drängt mich noch etwas zur Beschleunigung meiner Abreise. Ich habe noch unsaglich viel zu lernen und zu erfahren, nicht nur in Gewerkschaft und Kunst, sondern auch in der doppelten Rolle, die uns das Leben zuweist, die ich aber bisher nur zur Hälfte begriff. Daß ich die andere Hälfte jetzt begreifen lerne, darf ich — ohne ungerecht zu sein — nicht blos meinem innern Eigenwesen, sondern auch dem, was außer mir meinen Lebensgang regelte, meiner Erziehung, meiner unterbrochenen Bildung, den Erfahrungen meiner jungen Jahre zur Last schreiben.

Was ich Dir jetzt sage, Theobald, geschieht bei Gott nicht, um mich eines Verdienstes gegen Dich zu rühmen oder gar Dir einen Vorwurf zu machen. Nun, da eine dunkle Zeit hinter mir liegt, beschleicht mich die Sehnsucht nach Mittheilung, wie den Wanderer,

der bislang einsam seines Weges ging. Wem könnte ich aber mein Vertrauen rückhaltloser und mit mehr Hoffnung auf mitfühlende Theilnahme schenken als dem geliebten Bruder?

Wäre die Unterbrechung meiner Studien nicht eingetreten, vielleicht hätte mich der Hang, in der Stille meiner Seele zu forschen, in jene Schächte und Gänge, jene Fundorte geleitet, aus denen die Wissenschaft ihre goldenen Körner zu Tage fördert. Als ich aber zum Handwerk griff, betrachtete ich dieses als eine ewige Haltstelle des Geistes und war trostlos darüber, bis ich fand, daß die nüchterne Arbeit doch Muße genug gewähre zu fortschreitendem Denken. Nur mußte es auf einem Gebiete geschehen, wo das lebendige und Leben zeugende Material der Wissenschaft entbehrlich war. Da begann — nicht ohne äußere Einwirkung — meine religiöse Schwärmerei, wie Du sie nanntest, und jener Hang verwandelte sich in ein dumpfes, brütendes Grübeln, das mich, wenn nicht befriedigte, doch in jene geistige Spannung versetzte, die meine Natur forderte. Als mein getreuer Freund Knechtlein meiner schüchternen Bitte willfahrte und mich in die Lehre nahm gewannen meine Speculationen noch einen praktischen Halt. Die Kunst, in welche er mich einweihte und wofür er mir die Begeisterung erweckte, war ebenso

ausschließend religiös, ebenso mystisch und übersinnlich.

Während meines Aufenthalts in Nürnberg erreichte dieser Zustand meiner Seele seinen Höhepunkt. Ich ward mißtrauisch gegen Alles, was an Weltlichkeit streifte. Unter dem Kämpfen und Ringen, alle Wärme menschlichen Gefühls abzustreifen, erstarrte mir fast das Herz. Und trotz alledem kam es mir vor, als trete das Ewig-Göttliche immer ferner von mir, als erlahme selbst der Flug der Phantasie bei diesem an Sinnlichkeit streifenden Schwelgen in einer gegenstandslosen Liebe, als fange die „Wonne des Unendlichen" an, Galle abzusetzen. Als ich nach Jahren die Stadt verließ, kämpfte ich mit der Empfindung vollständigen Lebensüberdrusses. Ich fand die Menschen nicht liebenswürdig, obwohl sie mir fremd geblieben waren, das Leben nicht lebenswerth, obwohl ich mir nie Mühe gegeben hatte, es kennen zu lernen.

Aus alledem rettete mich nur Eins. Ich war der Kunst und ihrem Verständnisse näher getreten. Das Lebensvolle in ihr erweckte mir zuerst wieder die Sehnsucht nach jenem Lebensgefühle, das den vollen Lebensgenuß bedingt. Erst den zweiten Anstoß gab mir die Natur, vor deren Herrlichkeit ich bisher das Auge verschlossen hatte.

Ich erinnere mich sonderlich lebhaft eines Morgens, da mich meine Wanderung die Bergstraße entlang führte. Träumerisch war ich des Weges fürbaß gegangen, die Blicke gesenkt, die Gedanken alle nach innen gekehrt. Ich achtete des Frühroths nicht, das die fernen sanften Höhen mit Crocus bestreute, nicht des Thaues, der seine Diamantperlen über die Wiese streute, nicht der Morgenpsalmen aufsteigender Lerchen.

Da überholte mich ein Mann mit einem gewaltigen Bund am Rücken. Es war frischgemähtes Gras, in ein weites Tuch eingeschlagen, das er seinem Kühlein als Frühfutter heimtrug. Fast verdroß es mich, als er sich mir anschloß und ein Gespräch anknüpfte. Bald aber fühlte ich mich ungewöhnlich angeregt von der Art, wie er redete, am meisten von der natürlichen Begeisterung, womit er mir die Schönheit der Landschaft zu Gemüthe führte. Er erzählte mir, wie er bei der ersten Frühdämmerung hinausgegangen sei an den Waldsaum, wo sein Stück Wiesland liege auf halber Höhe; wie dort die schönste Niederschau sei von der ganzen Welt und der Harzduft herüber wehe, und welch melodischen Klang es gebe, wenn die Sense rausche im Grase. Daß Leute seines Schlags eine solche Sprache sprächen, war mir fremd; aber es muthete mich ungemein an, um seinet- und meinetwillen.

Denn er versöhnte mich mit der ganzen Gattung seiner Lebensgenossen, und mich selber kam es an, als athmete ich den wehenden Tannenduft und vernähme den rauschenden Klang der Sense. Und als ich den Kopf hob und die Augen öffnete, war es mir, als sei der Schleier gehoben, der mir bisher wie ein Nebel den wundersamen Reiz der Landschaft getrübt hatte. Zum ersten Male empfand ich den Einfluß, welchen die Schönheit der Natur auf das offene Gemüth äußert; denn ich hatte alle Pforten meiner Seele geöffnet. Und doch war es nur die Schönheit des Endlichen und Vergänglichen, was also auf mich wirkte, stärkend und erhebend und beruhigend.

Nicht daß dieses kleine Ereigniß eine gewaltige Wandlung in meinem Wesen hervorgerufen hätte, aber es war schon von Bedeutung, daß ich das Lebendige in der Natur fühlte, daß ich seine Berechtigung erkannte und die Schönheit des Wirklichen in vollen Zügen kostete. Damals wagte ich mich, wenn auch zaghaft und befangen, zum ersten Male an den Gedanken, daß der Mensch eine höhere Bestimmung nicht blos im Himmel, sondern schon auf Erden zu suchen habe. Es war der Beginn einer Krisis.

Aus dem Inhalte meiner frühern Briefe wirst Du wissen, wie mich die Verhältnisse in Köln noch näher

an das wirkliche Leben drängten. Meine religiöse Ueberzeugung litt unter den praktischen Erfahrungen, die ich im Kreise der Gleichgesinnten und Gleichgestimmten machen mußte.

Alles, was wir gelernt, wird schwankend und unsicher, wenn das Vertrauen auf den Lehrer zu wanken beginnt. Das bewährt sich nirgends mehr als auf dem Gebiete der Speculation und des Glaubens. Ach, Theobald, wie hat mich die Nachricht über das Schicksal der armen Martha bis ins Mark erschüttert! Aber der Stachel des Schmerzes lag nicht sowohl in der Theilnahme am Unglück des Mädchens als in der kläglichen Täuschung in dem Manne, der mich gerade in diese Bahnen gelenkt.

Erfahrungen dieser Art wiederholten sich. Ich lernte einen jungen Priester kennen, der mich zuerst durch sein wohlklingendes, einschmeichelndes Organ und seine liebenswürdige Ueberredungsgabe gefangen nahm. Er war ein Mann von mäßigen Kenntnissen, aber viel Klugheit und Scharfsinn, und bei seinem Alter und Stande überraschte die erstaunliche Summe seiner Lebenserfahrungen. Mit rastlosem Eifer arbeitete er für die „Glorie der Kirche", und da er mich für ein würdiges Werkzeug hielt, schloß er sich enger an mich. Bei meiner bereits erwachten Neigung zum Zweifel konnte

ich mich mit mancher seiner eindringlichsten Lehren, die den Zögling der Jesuiten verriethen, nicht versöhnen. Aber ich bewunderte seinen uneigennützigen Eifer, seinen unbedingten Glauben und Gehorsam, und je weniger ich anderwärts Gelegenheit fand, einen Freund zu gewinnen, desto stärker entwickelte sich meine Neigung zu ihm. Es kränkte mich, daß er diese nur mit einer gewissen Zurückhaltung erwiderte, und ich konnte ein Gefühl der Eifersucht nicht verwinden, als ich gewahrte, wie ein junger, blöder, bedeutungsloser Mensch mir den Vorrang ablief.

Ein Zufall entdeckte mir den Grund dieser Zurücksetzung.

Theobald, wenn ich ein Stück Vergessenheit für ein Jahr meines Lebens erkaufen könnte, wie gern, o wie gern böte ich es an, um die Erinnerung jenes entsetzlichen Augenblicks los zu werden!

Kurze Zeit darnach traf den ehrwürdigen Suffragan von . . . einer jener Bannstrahlen, welche jetzt, wie es scheint, an dem Schienenweg über die Alpenpässe einen neuen Conductor gefunden haben. Daß die gewaltige Gemüthserschütterung den raschen Tod dieses vortrefflichen, allgemein verehrten Greises zur Folge hatte, ist bekannt. Die Acten des Laterans enthalten aber auch den Namen dessen, der an seinem eigenen Oberhirten

falschen Verrath übte. Es ist derselbe Mensch, der sich die „Glorie der Kirche" so angelegen sein ließ.

In jenen Tagen begann der letzte, entscheidende Kampf in meiner Seele. Ich öffnete die Augen und sah, wie die Herrschsucht sich in Stola und Rauchmantel gewandete, wie man die Begriffe verwirrte und die Hierarchie an die Stelle der Kirche setzte. Ich sah, wie man Haß säete und das Gewicht verfälschte, das die Schalen der geistlichen und weltlichen Gewalt nach ewigen Gesetzen in gleicher Höhe halten sollte. Die Helden lernte ich kennen, die mit dem Preßbengel für das christliche Seelenheil fochten, daß es den eigenen Parteigängern die Schamröthe ins Gesicht jagte,

Da begannen die Gerüchte von den Vorkehrungen, die man jenseits der Berge traf, um ein Stück von dem Wesen der Gottheit auf einen Sterblichen zu übertragen. Männer, in deren Kleidern noch der Meilergeruch des Hußfeuers hing, bereiten sich zu einem Wahrspruche, kraft dessen Menschenwort und Satzung den Stempel der Unfehlbarkeit gewinnen sollen! — Hier stand ich an der Marke meines Glaubens, und ich fühlte, daß man an seinen Grundfesten rüttle, wie einst der geblendete Simson an den Säulen des Tempels. Das Wort, das einst vom Vatican niederscholl, wiederhallte in mir: Non possumus!

Am Ausgange des Weges, den ich bisher gewandelt, gähnte eine unüberschreitbare Kluft. Ich mußte meine Schritte rückwärts lenken, und ich that es mit der schwergewonnenen, aber klaren und unerschütterlichen Ueberzeugung, daß ich trotz des Dunkels, das mich umgab, noch einen andern Pfad zum Heile finden werde.

Nun wirst Du begreifen, Theobald, daß mir die Sohle brennt. Mich treibt es von diesem Schauplatze widriger und schmerzlicher Erfahrungen, wie den Genesenden aus der Krankenstube. Ich fürchte alte Berührungen, welche die reifende Frucht meiner mühsamen Errungenschaften vergiften könnten.

Bereite Du mir einen freundlichen Empfang zu Hause und bitte Meister Ebenstreit, daß er dem Wandergesellen für etliche Zeit Arbeit und Herberge gewähre. Bei dem schönen, dem Kunstgebiete so nahe liegenden Wirkungskreise, den ich hier hatte, wird es mir anfangs wohl schwer fallen, in das schlichte Handwerk mich wieder zu finden. Aber es wird gehen!

Gott behüte Dich, bis wir uns wiedersehen.

Zweites Kapitel.

Von Ränken und aber Ränken umgarnt,
Der stellt Dir ein Bein, der vor Schlingen Dich
warnt.
Chamisso, Vetter Anselmo.

„Er bleibt respective ein Narr, ob er die Schellen vorne trägt oder hinten!" bemerkte Herr Hans Ebenstreit, als ihm Theobald am nächsten Morgen den Brief des Bruders mitgetheilt hatte. „Was er will, kann ich mir just herausklauben; aber Gott straf' mich, wenn ich das ganze Kauderwelsch verstehe. Es geht Alles übers Ziel bei dem Justus!"

„Ihr mögt Recht haben, Oheim", erwiderte Theobald. „Es gibt Menschen, die aus dem Gährungsprocesse gar nicht herauskommen, bis sich nicht ihre ganze Natur erschöpft hat. Aber gebt Acht, der ausgegorene Wein wird dann um so süßer!"

Der Meister wackelte ungläubig mit dem Kopfe und rückte das Hauskäppchen von einem Ohre zum andern. „Wenn er nur nicht über Alles schimpfirte", fuhr er fort, „was er weiland so hoch und heilig hielt! Unsereinem hängt die Ehrfurcht, die wir im Bubenkittel empfanden, noch in den alten Tagen an, auch wenn wir längst andern Sinnes sind. Aber so ein Ungegorener, wie der Justus, schmeißt heute über den Haufen, was er gestern aufgebaut, und tritt heuer mit Füßen, was er ferten*) in Baumwolle eingewickelt hat. Hast Du's verbrieft, daß er auf Neujahr nicht wieder umschlägt und ihm die Farbe schießt?"

Theobald schwieg eine Weile. Er fühlte die Wahrheit, die in den Worten des schlichten Mannes lag. Plötzlich erhob er sich vom Stuhle, trat auf den Oheim zu, legte ihm die Rechte auf die Achsel und entgegnete lachend: „Wie nun, ehr- und tugendsamer Hans Ebenstreit, wenn Euer zweiter Neffe, auf den Ihr doch ein Stück haltet, drauf und dran wäre, in seines Bruders Fußtapfen zu treten? Oheim, ich will's nicht verschwören, ob ich nicht eines schönen Morgens noch umsattle und dem Staatsdienst Valet gebe, wie der Justus dem Kirchendienste. Nehmt Ihr wohl noch Lehrjungen meines Alters auf?"

---

*) Provinzialismus für: vergangenes Jahr.

Der Rothgießer schaute den Neffen an, als hege er wirklich Furcht, daß es nun auch bei diesem nicht mehr völlig richtig sei. Als aber Theobald mit unbefangener Heiterkeit auf ihn niedersah, da beschwichtigte er die aufsteigende Besorgniß und erwiderte halb ernsthaft, halb im Scherze: „Ein Narr macht zehn, Theobald; aber Dein Vater — Gott hab' ihn selig! — war ein gescheidter Mann. Drum hat er nur zwei zu Wege gebracht. Vor zehn Jahren, Junge, da wäre solch ein Wort am rechten Platze gewesen, und aus Dir, dächt' ich, wär' ein richtiger Meister geworden, wenn Dich nicht der lateinische Hochmuth gejuckt hätte. Aber jetzt! — Ich weiß noch, wie man Anno siebzehnhundert schrieb, und mein eigen Gewerk treib' ich an die fünfzig Jahre. Es ist mir hart worden in der letzten Zeit und ich hätt' es längst aufgegeben, wenn mir nicht der Justus und mein Versprechen im Sinne gelegen hätten. Nun denk' ich, da er heimkehrt, läßt er auch vernünftig mit sich reden. Wart' noch etliche Wochen zu, Theobald, dann kannst Du beim Bruder in die Lehre gehen."

Es lag in den letzten Worten etwas wie ein leiser Nachhall jener Kränkung, die ihm Theobald durch die Zurückweisung seiner ursprünglichen Werbung angethan. Dieser mochte es auch wohl durchfühlen; denn in seiner Entgegnung lag die unverkennbare Absicht, zu

versöhnen und jeden Mißton zu beseitigen. Er gab seiner Freude Ausdruck, daß der Bruder nicht nur eine Herberge, sondern eine Heimat finden solle bei dem vielgeliebten Oheim, und meinte schließlich, Justus sei durch so viele Wasser gegangen, daß er dem „vernünftigen Worte", welches ihm nunmehr ein trockenes Plätzchen anbiete, wohl Gehör geben werde.

„Du wirst ihm wohl den trockenen Platz gönnen!" erwiderte der Meister lächelnd, indem er die Hand des Neffen ergriff und sie liebevoll zwischen die seinen legte. Theobald fühlte, wie diese leise zitterten. Auch in den Zügen des Greises kündete sich das Bestreben, eine innere Rührung durch den heitern Ausdruck zu verbergen. Ihn bewegte der Gedanke, daß er um der redlichen Erfüllung seines Wortes und seiner Verpflichtungen willen den geliebtern der Brüder hintansetze. „Laß es gut sein, Junge", fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten. „Wenn ich dem Justus sein Recht lasse, weil er meines Standes und Gewerbes ist und weil er um meinetwillen den Studio an den Nagel gehängt hat, so soll Dir kein Unrecht damit geschehen. Ungleiche Schüsseln machen schele Augen. Du sollst mich nicht schel ansehen, weder jetzt, noch wenn ich am Schragen liege. Was drehst Du den Kopf, Theobald? Unser Herrgott hat mich vor lachenden Erben be-

wahrt, wenn Ihr's nicht etwa sein wollt. Geht's nun einmal an's letzte Stündlein —"

„Sprecht nicht also, Oheim!" fiel ihm Theobald in die Rede, und seine Stimme klang unsicher. „Wie mögt Ihr, ein rüstiger Mann, gerade jetzt an's Sterben denken, wo Ihr daran seid, Euch nach langer Tagesarbeit Feierabend zu bereiten?"

„Halt's Maul, Junge", entgegnete der alte Herr, „und bring' mich nicht aus dem Concept. Siebenzig Jahre, sagt die Bibel, währt eines Menschen Leben. Wenn ich's zusammenrechne, fehlen mir noch anderthalb Monate, und auf den Tag erräth's auch die Bibel nicht. Also — in Summa und respective — Du sollst nicht zu kurz kommen gegen den Justus, obwohl Du mir den Lehrjungen abgeschlagen hast. Und wenn ich gesagt habe, daß Du bei mir ein rechtschaffener Meister hättest werden können, so kann ich mich auch geirrt haben. Weizen braucht andern Boden als Hafer und des Stubenknechts Jonas ist unter meinen Augen ein Lump geworden, wie Du siehst."

Bei den letzten Worten deutete er auf das offene Schubfenster, dessen ganze Lichtung ausgefüllt war durch ein ungeschlachtes, von brennrothem Haar und Bart umrahmtes Gesicht. Der Bursche, dem die verschwenderische Natur dieses gewichtige Haupt auf einen eben-

so derben und vierschrötigen Rumpf aufgesetzt hatte, war ebenbesagter Stubenknecht-Jonas, den wir seiner Zeit als den Mitbewerber um den erledigten Lehrjungenposten kennen gelernt haben. Als Justus auf die Wanderung ging, nahm ihn der Meister auf die erneute Empfehlung Jungfer Gundel's in die Werkstatt auf. Aber lange konnte er mit dem verwahrlosten Burschen nicht zurecht kommen, und nach etlichen Monaten, ehe sich's Gundel versah, hatte ihr Schützling den Laufpaß erhalten. Seitdem führte er das zwanglos heitere Leben eines Lohndieners und Gassenläufers und nur ein paar Familien konnten sich des Glückes seiner regelmäßigen Dienstleistungen während der Morgenstunden rühmen.

Zu diesen gehörte auch die Frau Amtmännin. Zwar hatte sich schon oft genug Anlaß geboten, ihm den Abschied zu geben; aber der schlaue Rothkopf hatte die Schwächen der kurzsichtigen und wankelmüthigen Frau abgelauscht und saß fest in ihrer Gunst. Wenn Alles, so konnte sie die ausführlichen Berichte nicht missen, welche ihr Jonas jeden Morgen über die Stadtneuigkeiten hinterbrachte. Theobald mußte sich trotz seines Widerwillens den Handdiensten des Burschen bequemen, wenn er mit der Mutter Frieden halten wollte.

„Was willst Du, Jonas?“ rief er, als er, durch

des Oheims Fingerzeig aufmerksam gemacht, das verdächtige Gesicht am Fenster erblickte.

„Nichts von Euch, gnädiger Herr", erwiderte Jonas. „Aber den Meister läßt die Frau Amtmännin bitten, wenn er auf eine Viertelstunde Zeit hätte, daß er sie heimsuchen möchte. Sie hätte mit ihm etwas Wichtiges ins Reine zu bringen!"

Damit entfernte er sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Etwas Wichtiges!" murmelte Herr Ebenstreit verdrießlich vor sich hin. „Den Weibern ist Alles wichtig, was ihnen durch den Kopf fährt." Dann wandte er sich gegen den Neffen und fuhr fort: „Nichts für ungut, Theobald; aber wenn Deine Mutter etwas Wichtiges mit mir zu verhandeln hat, so weiß sie die Wallgasse und das Rothgießerhaus, und die Thüre steht ihr offen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Sie hat jüngere Beine als ich, und der Weg her ist respective nicht weiter als der Weg hin."

Während er aber noch eine gute Weile in gleichem ärgerlichen Tone sich ausließ, war er längst aufgestanden, hatte die Hausjacke mit dem Rock und das Sammtkäppchen mit dem Hute verwechselt und stand zum Fortgehen gerüstet an der Thür. Theobald, die gutmüthige Fügsamkeit im Stillen bewundernd, schickte sich

an, ihm das Geleite zu geben. Beide hatten kaum das Ende der Wallgasse erreicht, als ihnen Julian in den Weg trat.

„Ich war im Begriffe, Dich aufzusuchen", bemerkte er zu Theobald in auffallender Hast. „Wenn Dir heute Nachmittag ein freies Stündchen bleibt, kannst Du es wohl mir opfern?"

Die Frage wurde bejaht, und nach flüchtigem Gruße lenkte der Doctor seine behenden Schritte der nächsten Seitengasse zu. Unentschlossen, ob er dem Freunde nacheilen solle oder nicht, zögerte Theobald einige Augenblicke. Da faßte ihn der Meister am Rockärmel und sagte, indem er ihn mit sich fortzog: „Wer Eil' hat, braucht keinen Geleitsmann. Du siehst, daß ihm die Sohle brennt. Thu' ihm den Gefallen und laß ihn allein laufen!"

„Ihr seid auf den Doctor nicht gut zu reden!" meinte Theobald, dem Zwange des Oheims mit einigem Widerstreben nachgebend. Dieser erwiderte: „Der Sprosser singt und die Dohle krächzt, kann Keiner was davon noch dazu. Der beste Hofrath kann den schlechtesten Minister abgeben; das soll er selbst wissen und die Hand nicht darnach ausstrecken, wie das Kind nach dem brennenden Docht. Ich bin ein liberaler Mann und huldige dem Fortschritt, aber nur respective, Theobald, nur

respective und mit ziemendem Bedacht. Der Doctor aber bläst in die Kohlen, daß ihm die Asche in's Gesicht fährt, und will's zu Wege bringen, daß die Bäume über Nacht in den Himmel wachsen. Allzu scharf macht schartig. Er kann's gut gemeint haben, aber das Spiel hat er uns allerwegen verdorben. Daß der durchlauchtige Herr scheu geworden ist und den Luchsberg zum Minister gemacht hat, wem anders verdanken wir es als ihm? Der Junker pfeift aus einem Loche mit den Pfaffen und der Schaden ist doppelt."

„Ist es nicht ungerecht, Oheim, wenn wir die Menschen nur nach dem Erfolge ihrer Handlungen beurtheilen?"

„Was der Schmied kann, vermag der Schneider nicht, und wenn der Schneider den Grobhammer schwingt und dem Lehrjungen die Hand zerquetscht, so nutzt mir sein guter Wille den Plunder. Er hätt' es voraussehen können, und es geschieht ihm Recht, wenn ihn der Meister vor die Thüre setzt. Aber dem Lehrjungen bleibt der Schaden so wie so!"

Theobald schwieg. Er fühlte, wie schwer dem Meister bei seiner Gewandtheit in der praktischen Beweisführung beizukommen sei. So stockte das Gespräch, bis beide die steile Treppe zur Dachwohnung der Frau Amtmännin emporgestiegen.

Während die ängstliche Frau nach irgend einer Hinterthür tappt, um dem Schwager in derselben Angelegenheit von der Seite beizukommen, die er so eben mit Theobald geradaus und kurzweg abgemacht hatte, sehen wir Doctor Julian, wie er auf weitem Umwege durch Winkel- und Quergassen eilt bis an die alten Stadtmauern, um von hier aus einen Seitenweg in die Vorstadt zu gewinnen. Es scheint, als ob er grundsätzlich die Hauptstraßen vermeide, um sich jeder Beobachtung zu entziehen. Darauf deutet auch die Hast seiner Schritte und der spähende Blick, den er von jeder Ecke aus über die Straßenlänge hinsendet. Ein schmaler Gartenpfad führt ihn gerade vor die Fronte des gräflich La Rochelle'schen Palastes. Im nächsten Augenblicke steht er unter der Einfahrtshalle. Er trocknet sich den Schweiß von der Stirn und hält an der Treppenflucht einige Sekunden inne, um wieder ruhigen Athem zu gewinnen.

Lucinde hat ihn vom Fenster aus erblickt, und es befällt sie eine tödtliche Angst. Sollte sie sich in der Verlässigkeit seines Wortes getäuscht haben? Ist es eine drohende Gefahr, die ihn zwingt, seinem Versprechen untreu zu werden? Sie eilt in das Vorzimmer und lauscht beklommen den hallenden Schritten auf der Steintreppe. Als der Schall näher dringt,

klopfen ihre Pulse wie Hämmer, und es flimmert ihr vor den Augen. Aber er verliert sich alsbald in der Tiefe des Corridors. Da sinkt sie erschöpft auf den nächsten Stuhl, die Hände fest über der Brust gekreuzt, und dankt Gott und allen Heiligen, als ob der Todesengel an ihrer Thür vorübergegangen sei! Der Besuch Julian's galt dem Ministerpräsidenten.

Mehr befangen als überrascht empfing La Rochelle den Eintretenden. Man hatte ihm beizubringen gewußt, daß das falsche Spiel, welches er gespielt, ein öffentliches Geheimniß geworden sei, das Niemand klarer durchschaute als der Betheiligte selbst. Soweit er Julian kannte, durfte er erwarten, daß dieser eine Erklärung fordern werde. Er war auch zu einer Erwiderung gerüstet und hatte sich, gleich den römischen Gladiatoren, mit Oel gesalbt, um jedem Griffe seines Gegners entschlüpfen zu können. Und dennoch machte ihn der Besuch im ersten Augenblicke betreten. Als Julian um eine längere, ungestörte Unterredung ersuchte, verrieth ein rascher Farbenwechsel seine innere Bewegung, wenn auch der gewandte Schauspieler die äußere Haltung schnell wiedergewann.

Das Zwiegespräch dauerte geraume Zeit; aber entgegen den Erwartungen des Grafen wurde es ohne irgend einen stürmischen Ausbruch der Leiden-

schaft und mit so gedämpfter Stimme zu Ende geführt, daß der Kammerdiener, durch die verriegelte Thür zu erhöhter Neugierde verlockt, auch nicht einen zusammenhängenden Satz zu erlauschen vermochte. Als endlich Julian das Kabinet verließ, gab ihm La Rochelle bis an die Ausgangsthür des Vorzimmers das Geleite, eine unerhörte Rücksicht, die der Aristokrat dem Bürger gewährte und die aller Vermuthung einer vorgefallenen Scene Hohn sprach.

Julian schlug mit gleicher Hast den gleichen Weg heimwärts ein. Er fühlte sich erschöpft, und als er sich auf den Lehnstuhl warf, sanken ihm willenlos die Augenlider zu. Theobald traf ihn nachmittags in tiefen Schlaf versunken und hatte Mühe, ihn zu wecken.

„Wie bist Du liebenswürdig, mein Getreuer!" sagte der Doctor, indem er sich die Augen rieb. „Du hast mir zwar einen schönen Traum unterbrochen, aber ich danke Deiner Anwesenheit dennoch das Erwachen. Die Zeit ist mir werthvoller als je, und ich ärgere mich fast, daß ich schlief, während ich handeln sollte. Bist Du geneigt, mir auch jetzt noch Deine Dienste zu leihen, nachdem Dich keine Bestallung mehr dazu verpflichtet?"

Theobald fühlte sich durch diese Aeußerung fast

verletzt. „Ei nun", fuhr Julian lächelnd fort, „Du darfst meine Worte nicht nach Granen abwiegen, gerade jetzt nicht, wo ich Dein bedingungsloses Vertrauen beanspruchen möchte. Es gilt zugleich eine Sühne, die ich Dir schulde, einen Versuch, die Trümmer des Götterbildes wieder zusammenzuflicken, das ich Dir vom Altare stieß."

Damit begann er den jungen Freund in das künstliche Gewebe einzuweihen, womit die klerikale Partei den Fürsten umsponnen hatte. Bereits war es ihr gelungen, die Ernennung des Freiherrn von Luchsberg zum Cultusminister durchzusetzen, und ihr ganzes Augenmerk war nun auf den Grafen von La Rochelle gerichtet. Seinem Einflusse und seiner öffentlichen Wirksamkeit verdankte sie die Tage ihrer Erniedrigung, das Hereinbrechen einer Zeit, wo man mit frevelnder Hand die Sigille göttlicher Privilegienbriefe abschnitt und an Raritätensammler verkaufte. Seine Einflüsterungen und Rathschläge waren es, die den ohnedies weltlich gesinnten Fürsten noch mehr verweltlichten und ihm die Grundsätze einer charakterlosen Toleranz einbliesen. Es sollte ihm wenig nützen, daß er sich in jüngster Zeit selbst an die Partei anlehnte, deren Führer die eigennützigen Gründe dieser unnatürlichen Verbindung wohl durchschauten.

So hatte der Graf statt eines ihm persönlich abgeneigten, aber ehrenwerthen Mannes sich selbst Gegner von zweifelhafter Moral an die Seite gesetzt, die ihn nicht minder haßten. Die Gunst des Fürsten, die er mit Julian nicht theilen wollte, ward ihm von einem Widersacher streitig gemacht, der nach seinen Lehrbegriffen in der Wahl der Mittel keine Schranke kannte. Der hochwürdige Stiftskanonikus hatte den Paschergangsteig ausgespürt, auf welchem man bis zum Audienzzimmer der Durchlaucht vordringen und die geschwärzte Waare absetzen konnte, die den Grafen für alle Zeit ruiniren sollte. Daß die eigene Landesfürstin, unter deren Hermelin die Partei bisher das sicherste Asyl gefunden hatte, durch dieses Mittel bloßgestellt würde, galt nichts gegen die Heiligkeit des Zweckes. Durch den unvermutheten Tod Sybillens war zwar ein neues Hinderniß in den Weg geschoben, die Ausführung aber nur eine Frage der Zeit, nicht der Möglichkeit.

An diese Schilderung der Situation anknüpfend, bemerkte Julian: „Du siehst, daß ich in diese Krisis verwickelt bin; nun liegt mir auch daran, sie zu beschleunigen. Die gnädigen Herrn wissen bereits, daß die Schriftstücke in meiner Hand liegen, deren Besitz sie so sehnsüchtig wünschen, um gelegentlich die Ehre ihrer eigenen hohen Herrin vor dem ganzen Lande zu be-

schmuzen. Ja, sie wissen noch mehr, denn ich habe mich veranlaßt gesehen, meine Seele mit einer Nothlüge zu beflecken. Ich vertraute einem redlichen Freunde das Geheimniß an, daß die Briefe um der Sicherheit willen bei Dir hinterlegt seien. In der nächsten Stunde wußte es die ganze Sippe, und mein Zweck war erreicht. Nun mußt Du mir helfen, mein Gewissen zu entlasten. Hier, mein Lieber!"

Bei diesen Worten zog er ein versiegeltes Päckchen aus der Brusttasche und reichte es Theobald hin. Betroffen trat dieser einen Schritt zurück. „Was soll ich damit?" erwiderte er, indem er die verhängnißvollen Schriftstücke anzunehmen zögerte. Der Doctor entgegnete lachend: „Hörst Du nicht, daß es um der Sicherheit willen geschieht? Ich weiß, daß diese kostbaren Documente bei Dir weniger sicher sind als in meinem Verwahre. Mehr braucht es nicht."

Theobald fuhr sich verwirrt und verlegen an die Stirn. Wie sollte er aus dieser zweideutigen Rede klug werden? Aber ehe er noch zu einer Antwort gefaßt war, bemerkte Julian in ernsterem Tone weiter:

„Es mag eine Grille sein, Theobald, aber laß mich nun einmal Dir, meinem Carlos, gegenüber die Rolle eines Marquis Posa spielen. Ich fordere Dein Vertrauen, rückhaltlos und unbedingt. Du sollst dem

Zweifel, der sich Dir über meine Handlungsweise aufdrängt, keinen Raum geben. Du sollst mir die Erfüllung eines Wunsches zusichern, ohne zu fragen warum. Der Erfolg wird Dir eine Antwort geben, die Dir genügen wird, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Kannst Du Das?"

Nach kurzem Besinnen erklärte sich Theobald bereit. Der Doctor fuhr fort:

„Ich danke Dir, mein Freund! Und nun — nimm die Briefe für einige Zeit in Verwahr. Die Frist wird nach meiner Berechnung kurz genug sein, und der Versucher steht bereits an der Schwelle Deines Hauses. Man wird Dir beizubringen wissen, daß der Inhalt dieser Urkunden staatsverrätherischer Natur ist, daß Du Dir durch ihre Auslieferung das Vaterland zu Danke verpflichten wirst. Das wird höher wiegen als der kleine Verrath an Treue und Freundschaft."

Zürnend erhob Theobald die Hand wie zum Schwure und entgegnete: „Beim ewigen Gott, keine Macht der Welt soll mich zwingen, das anvertraute Pfand —"

„Halt!" unterbrach ihn Julian lächelnd. „Du störst mit Deinem Eifer meine wohlberechneten Schachzüge. Fort mit dem Papier! Losgeschlagen, ehe der Curs sinkt! Was starrst Du mich an, als ob Du Gespenster sähest? Zweifelst Du an meiner Zurech-

nungsfähigkeit? Nein, Theobald, ich sage Dir's mit aller Ruhe und Ueberlegung, Du sollst Dich in die honette Art dieser Herren fügen und ihren billigen Wünschen entgegenkommen. Das ist die Bedingung unseres Vertrags."

„Aber meine Ehre — mein Gewissen —" stammelte Theobald in wahrer Seelenpein.

„In diesem Falle bin ich Dein Gewissen, denn Du verfügst lediglich über mein Eigenthum nach meinem ausdrücklichen Willen. Und Deine Ehre? Sei überzeugt, Theobald, daß die Herren keiner Seele verrathen, wie sie in den Besitz dieses corpus delicti gelangt sind. Die sittliche Rechtfertigung Deiner Handlung aber liegt in Dir selbst."

„Ich finde sie kaum!" rief der junge Mann schmerzlich. „Uebe ich nicht Verrath an La Rochelle, an dem Manne, dem ich eine schöne, sorgenfreie Jugend verdanke, an der Gräfin —"

„Was Du thust, thust Du um ihretwillen!" entgegnete Julian ernst. „Mir ersparst Du nur eine kleine Verlegenheit, den entfernten Verdacht eines Diebstahls und die erträgliche Schande einer Haussuchung. Der Fürst steht bereits dem Geheimnisse sehr nahe, und Du weißt, daß sich gewisse Organe der Staatsgewalt vor dem Willen des Souveräns unbedingt beugen. Es

klingt eigennützig, daß ich es vorzog, Dir eine Verlegenheit zu bereiten, statt mich selbst in eine solche zu fügen, aber indem ich dieses Freundesopfer von Dir verlange, habe ich blos den Erfolg im Auge. Die Art, wie man Dich zur Auslieferung der Papiere veranlassen wird, wird sich wesentlich von dem Verfahren unterscheiden, das man mir bereits zugedacht hat. Nur auf diese Weise kann ich selbst aus freiem Antriebe vor den Fürsten treten und mich auf geheiligte Satzungen berufen, an denen man wissentlich frevelte. — Und nun, Theobald, stehe ich an der Grenze dessen, was ich Dir sagen kann. Vermagst Du den Widerstreit mit Deiner Ehre und Deinem Gewissen nicht für eine kurze Zeit zu bändigen, so gib mir die Briefe wieder zurück. Ich werde Dir darob nicht zürnen."

„Nur eine Frage lassen Sie mich noch stellen", erwiderte Theobald. „Darf ich keinen Vermittler zu Hülfe nehmen? Müssen die Briefe gerade durch meine Hände ihrer Bestimmung zugeführt werden?"

„Bah!" versetzte der Doctor, „ich bin kein engbrüstiger Vollmachtgeber. Du machst Deine Sache gut, wenn Du sie klug machst. Nur mußt Du für die Sicherheit der Spedition haften."

Da reichte ihm Theobald die Hand, und der Vertrag war gefestet.

Der Scharfblick Julian's hatte sich nicht getäuscht. Bereits am nächsten Tage ließ sich der Präsident von Schimmelbein herab, das bescheidene Arbeitszimmer seines Untergebenen eines Besuchs zu würdigen. Die Excellenz fand sich veranlaßt, in einer ganz belanglosen Sache an den Scharfsinn Theobald's sich zu wenden, welchen er erst entdeckt zu haben schien. Dabei entwickelte er eine Herablassung und Liebenswürdigkeit, die seines Bedünkens ihre Wirkung auf den jungen Menschen unmöglich verfehlen konnte. Nur so nebenhin fragte er nach dessen Beziehungen zu dem frühern Cultusminister, und seine Warnung vor diesem geistreichen, aber höchst ausschweifenden Manne und seinen staatsgefährlichen Maximen klang ebenso unverfänglich als wohlgemeint. Im nächsten Augenblicke gewann das Gespräch wieder den geschäftlichen Charakter, und Theobald gab sich bereits der Hoffnung hin, daß die erste Versuchung überwunden sei.

Die Sache war bereinigt, und der Präsident hatte bereits die Thürklinke gefaßt, als er sich plötzlich einer Kleinigkeit erinnerte. „Apropos", bemerkte er, „man erzählt sich in den höchsten Kreisen, Doctor Julian habe seine Papiere bei Ihnen hinterlegt, um einer allenfallsigen Compromittirung vorzubeugen. Ist das wahr?"

„Zum geringsten Theile, Excellenz!“ entgegnete Theobald. „Er gab mir nur etliche Privatbriefe in Verwahr, weil diese —“

„Kennen Sie den Inhalt derselben?“ unterbrach ihn Herr von Schimmelbein mit verrätherischer Lebhaftigkeit.

Theobald erröthete bis in die Augen. Ihm war jedes falsche Wort ein Greuel, und das zögernde „Nein“, welches er hervorstammelte, versteckte die Lüge schlecht genug. Aber dem Präsidenten schien diese Antwort zu genügen. Indem er warnend den Zeigefinger erhob, nahm er die Miene des treuherzigsten und wohlmeinendsten Freundes an und sagte: „Sie sind schlecht berathen, mein junger Freund, und man mißbraucht Ihre Arglosigkeit. Entledigen Sie sich dieser Papiere, wann und wie Sie können. Wie bemerkt, man hegt bereits in den höchsten Kreisen Vermuthungen, und ich möchte nicht, daß Sie selbst den schönen Aussichten, zu welchen Sie Talent und Kenntnisse berechtigen, ins Licht treten. Kennen Sie den Stiftskanonikus Sander?“

Auf die Bejahung dieser Frage fuhr er fort: „Gut, mein Lieber, so gestatten Sie mir, daß ich ihn in die Verhältnisse einweihe und zu einer persönlichen Unterredung mit Ihnen veranlasse. Der Kanonikus ist ein ebenso kluger und ehrenwerther Mann als ein

wohlmeinender und verläſſiger Seelenhirt. Ich denke, Sie können ſeinem Rathe in dieſer verhängnißvollen Angelegenheit unbedingt folgen. Wollen Sie ihn heute Nachmittag erwarten?"

Eine gemeſſene Verbeugung galt als genügende Antwort, und der Präſident verließ das Zimmer.

Das Vorſpiel des Dramas war beendet!

Es gibt Ränkeſchmiede, welche es nur aus Hang zur Intrigue ſind. Die Intrigue ſelbſt hat auch in der That etwas Verlockendes, gleich dem Hazardſpiele, und es wandelt uns, wenn wir uns in ihren Kreis gezogen wiſſen, unwillkürlich die Luſt zu gleichem Gegenſpiele an.

Theobald, obwohl ſeine ganze Natur auf harmoniſche Löſungen, nicht auf verwickelte Schürzungen angelegt war, empfand nach der Begegnung mit dem Präſidenten einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich auch einmal in der Kunſt der Truggewebe zu verſuchen. Er hatte nun einmal die eigenthümliche Verpflichtung übernommen, ein anvertrautes Pfand in unberechtigte Hände zu ſpielen; nun wollte er dieſe heikle Aufgabe auch mit möglichſtem Anſtande löſen. Sein Plan war ſchnell gefaßt und der Gehülfe, deſſen er zur Ausführung bedurfte, ebenſo ſchnell gefunden. So ſah er mit ſpannender Erwartung dem Beſuche des Stiftskanonikus entgegen.

Der Nachmittag war kaum angebrochen, als sich der „wohlmeinende und verläßige Seelenhirt" die vier steilen Treppen zur Dachwohnung der Frau Amtmännin emporarbeitete. Herr Tobias Sander neigte etwas zur Beleibtheit, wie Hamlet, und mußte, ehe er die Klingel zog, eine kurze Rast halten, um Athem und Fassung zu gewinnen. Als sich endlich die Thür zum Einlaß öffnete, überraschte ihn Jonas, der treffliche Junge, an der Schwelle. Der Sprößling des Stubenknechts war ihm noch vom Kirchspiele her keine fremde Erscheinung, und er hatte sich des gewandten Burschen schon bei mancher verwickelten Angelegenheit mit Erfolg bedient.

„Stehst Du hier in Arbeit?" fragte der Kanonikus herablassend. Jonas neigte sein röthlich strahlendes Haupt, machte eine Handbewegung, die den Stiefelwichser unverkennbar verrieth, und geleitete dann den Gast durch die dunkle Hausflur in das bescheidene Closet unseres Freundes.

Eine lebhafte Unterhaltung begann. Der Kanonikus hatte ursprünglich seiner Stimme einen Dämpfer angelegt, verzichtete aber darauf, als ihn Theobald bat, sich keinen Zwang anzuthun, da die Mutter an unheilbarer Gehörschwäche leide. Er ging ihm hierbei selbst mit dem besten Beispiele voran, als erst die Zu-

muthungen, die man an ihn richtete, einen bestimmten und verständlichen Ausdruck gewannen. Je eindringlicher ihn der Kanonikus an die moralische Verpflichtung zur Herausgabe von Documenten gemahnte, deren Besitz allein schon genüge, um den Verdacht gemeinschädlicher Absichen auf ihn zu werfen, desto lauter und energischer protestirte Theobald. Nicht das lockendste Versprechen wollte verfangen, und die Versuche, sein engbrüstiges Gewissen zu beschwichtigen, mißglückten vollständig. Es war an keine Ueberredung und Verständigung zn denken.

Im höchsten Unwillen verließ der geistliche Herr nach einer halben Stunde den Schauplatz seiner vergeblichen Anstrengungen, und der Aerger über seine unfruchtbaren dialektischen Versuche verleitete ihn sogar zu etlichen vernehmbaren Drohungen. In der Hast, womit er aus dem Zimmer stürmte, wäre er beinahe über den geschäftigen Jonas gestolpert, welcher — wie es schien — in der Dämmerung der Flur Kammerjunkerdienste verrichten mußte und dabei allzu nahe an die Thür gerathen war, als daß ihm ein Wort des Zwiegespräches hätte entgehen können.

Theobald öffnete das Fenster, dasselbe, dessen Glassplitter dereinst an jenem verhängnißvollen Nachmittage die Stirn des Knaben verwundet hatten. Heute

wie damals hatte er einen Versucher abzuweisen und für die Festigkeit seines Willens eine Lanze zu brechen. Aber aus dem „Unband von Jungen", wie ihn jener Zeit der erzürnte Oheim schalt, war nun ein gereifter und entschiedener Mann geworden, der nicht nur seines Entschlusses, sondern auch der Mittel zur Durchführung desselben sicher war.

Die Atmosphäre war gereinigt. Theobald, die Hände auf dem Rücken, durchmaß das kleine Stübchen mit raschen Schritten und unterhielt mit seinen Gedanken — nach Art Meister Ebenstreit's — ein lautes Zwiegespräch. In dieser Unterhaltnng ließ er sich selbst von Jonas nicht stören, der den Kopf zur leise geöffneten Thür hereingesteckt hatte, wahrscheinlich um die Beendigung der ihm zugewiesenen Geschäfte anzukündigen.

Ohne des Lauschers zu achten, langte Theobald aus einem Schubfache seines Schreibtisches ein versiegeltes Packet hervor, prüfte es nach allen Seiten, wog es mit den Händen und bemerkte laut genug, um in der fernsten Ecke des kleinen Gemachs vernommen zu werden: „Fünfzig Thaler für den Brief — hundert Thaler, wenn es einer verstünde zu handeln! Das Geld wäre leicht verdient, bei meiner Seele! Und die gnädigen Herren müßten schweigen — schweigen, und wenn das Messer ihnen an die Kehle ginge! Aber die verdammten

Gewissensscrupel!" Und wieder hefteten sich seine Blicke mit lüsternem Verlangen auf das Päckchen, bis er es endlich langsam und zögernd in das offene Fach wieder hineinschob.

In demselben Augenblick zog sich auch der Rothkopf sachte wieder durch die Thürspalte zurück. Theobald rieb sich die Hände, und in seiner lächelnden Miene spiegelte sich die Zuversicht eines gelungenen Plans.

Am andern Morgen war das kostbare Pfandgut entwendet, und die Frau Amtmännin rang die Hände, daß in dieser gottlosen Zeit selbst die Dachwohnung einer armen Wittwe nicht sicher sei vor Diebsgesindel.

Drittes Kapitel.

> Die Geschichte hat wie die Natur ihre Geheimnisse der Entwickelung, und so geschieht Unrecht um des Rechtes willen.
> H. König, Hohe Braut.

Die kühlere Bergluft bewegt die schilfgrüne Fläche des Sees. Am seichten Gestade beginnt das Schaukeln der Wellen und das leise Getön des nachrieselnden Ufersandes. Nach der stockenden Schwüle des Mittags, die wie ein leichter, flimmernder Dunst über der glas=flachen Wasserebene lag, kündet sich überall wieder Leben und Regung. Die Möven streichen, der Taucher huscht durch das Röhricht; die Binsen neigen und beugen sich im Winde, und wenn sich ihre Halme streifen, gibt es einen scharfen, schneidenden Klang.

Da und dort am Ufer wird ein Kahn losgebunden

und man hört die Ruderschläge. Ein kleiner Nachen steuert der Landzunge mit dem schönen Ulmenbaume zu und bringt den Bewohnern des kleinen Landhauses einen willkommenen Gast. Klara hat ihn erwartet und reicht ihm von der schmalen Landungsbrücke aus die Hand, um ihm das Aussteigen aus dem schwankenden Fahrzeug zu erleichtern.

„Mir ist bange geworden, Lucian, daß Sie Ihres Versprechens nicht mehr eingedenk seien", bemerkte sie, nachdem die ersten Grüße ausgetauscht waren. „Seit einer halben Stunde erwarte ich Sie."

„Nach dem Laienbrevier ist Erwarten „„selbstständig Glück für sich"" — das wollte ich Ihnen gönnen!" erwidert Lucian, indem er seine Rechte in den freundlich dargebotenen Arm Klärchens legt. Er ist blaß und hager geworden, sein Gang ist müde und erschöpft. Die Hoffnungen, die der Frühling weckte, sind mit dem Frühling dahingegangen.

Auf halbem Wege kommt ihnen Frieseneck entgegen. Er schüttelt dem Jüngling freudig die Hand zum Willkomm, ohne zu bemerken, wie diesen die Bewegung schmerzt.

Im Schatten der Laube ist der Tisch mit Linnen gedeckt und mit Tassen und Kannen garnirt. Der Oberstjägermeister hat schon die Schleußen seiner Red-

seligkeit geöffnet, während Klara noch in wirthlicher Thätigkeit ab und zu geht. Erst nachdem Alles besorgt und versorgt ist, schiebt sie den Stuhl an Lucian's Seite und nimmt an dem Gespräche Theil, das sich vorerst nur um das Befinden des Leidenden dreht.

Nach einer Weile fragt sie, die forschenden Blicke in die Runde sendend: „Aber wo haben Sie unsere kleine Freundin gelassen? Galt nicht Ihr Versprechen auch in Cili's Namen?"

Eine kaum merkliche Röthe legt sich auf Lucian's Wangen. Er zuckt die Achseln und entgegnet: „Die räthselhafte Gewalt, die ich nach Ihrer Behauptung auf das Mädchen ausübe, hat ihr Ende erreicht. Cili ist krank geworden, und die heutige Nacht steigerte ihr Fieber zu ungemeiner Heftigkeit. Es liegt in der Natur dieses Mädchens, daß Alles, was an sie herantritt, mit ungewöhnlicher Stärke auf sie wirkt."

Klara gibt ihrer ängstlichen Sorge Ausdruck, aber der Oberstjägermeister meint, daß bei einem so elastischen Wesen, wie Cili, die Macht der Krankheit an der Energie des Widerstandes sich breche. So beruhigen sich allgemach die Freunde, und Klärchens schmeichelnde Beredtsamkeit gewinnt es über Lucian, ihm die Grillen aus dem Kopfe zu jagen. Ihn hatte der Gedanke gequält, daß hauptsächlich er Schuld trage an Cili's

Unwohlsein. Der Kummer über die unverhofft schlimme Wendung seines eigenen Gesundheitszustandes, die unermüdliche Sorgfalt, womit sie ihn pflegte, hatten sie in eine gefährliche Spannung versetzt. Klara gibt das selbst zu, aber indem sie ihm lächelnd mit dem Finger droht, bemerkt sie, daß das Unheil, welches er an der armen Kleinen angerichtet, nunmehr hoffentlich durch die Natur selbst ausgeglichen werde.

So war das Gespräch wieder in freundliche Bahnen geleitet, als eine neue Störung eintrat. Ein Eilbote überbrachte dem Oberstjägermeister eine telegraphische Depesche, die ihn augenblicklich vor den Fürsten rief. Gelegentlich übergab er Lucian einen Brief, in welchem ihm Theobald mit flüchtiger Hand meldete, er wolle, durch wichtige Vorgänge veranlaßt, Urlaub nehmen und rüste sich bereits, ihn für etliche Tage heimzusuchen. Nähere Aufklärung werde er ihm mündlich mittheilen.

Die Nachrichten überraschten und beängstigten. Während Friesenecktrotz allen Respekts vor der Durchlaucht das allerhöchste Vertrauen, das ihn wiederholt aus der sorglosen Zurückgezogenheit auf den entwöhnten Parquetboden rief, über alle Berge wünschte und unter fortwährendem Schelten sich zur Abreise rüstete, ergingen sich die jungen Leute in Vermuthungen über

das Räthsel der Ereignisse, bis die Stunde des gemeinschaftlichen Aufbruchs nahte.

Der Oberstjägermeister benutzte die Nacht zur Reise. Er war an einen raschen Vollzug der fürstlichen Befehle gewöhnt, auch wenn sie ihm just nicht recht zu Sinne standen. Beim ersten Grauen des Morgens hatte er bereits die Stadt erreicht, und sobald es die Etikette erlaubte, meldete er sich bei der Durchlaucht.

Der Fürst ging ihm entgegen und empfing ihn mit einem Wort des Dankes. Im nächsten Augenblicke aber verdüsterte sich sein Blick und seine Brauen zogen sich zusammen. „Ich bin verlassen und verrathen wie alle Fürsten!" bemerkte er leidenschaftlich. „Gekrümmte Rücken, aber keine warmen Herzen, wohin ich mich wende. Wohldiener, Parasiten, Heuchler! Undank, wo ich Wohlwollen spende, Lüge und Verrath, wo ich Vertrauen gewährte. Ich bedarf eines Freundes, Friedeneck. In meiner Umgebung fand ich keinen, drum ließ ich Sie rufen."

Ohne Ahnung der Vorgänge, die das Gemüth des Fürsten so tief erschütterten, war es dem Oberstjägermeister schwer, sich in die rechte Haltung zu finden. Er war in der Kunst allgemeiner Redensarten schlecht bewandert, und doch hätte er jetzt einer solchen bedurft. Aus dieser Verlegenheit half ihm die Unruhe und

Ungeduld des Fürsten. Ohne eine Entgegnung abzuwarten, nahm dieser nach kurzer Unterbrechung wieder das Wort. Er erwähnte der Vorfälle bruchstückweise und in jener aphoristischen Art, die ihn nur seinen Vertrauten vollkommen verständlich machte. Aber es geschah mit so tiefer, innerer Bewegung, daß Friesenecks die Durchlaucht vergaß um des Menschen willen.

Dem offenen, ehrlichen Manne schien die heimtückische Art, wie man dem Fürsten die Beweisurkunde eines Fehltritts seiner Gattin in die Hände zu spielen wußte, keine geringere Felonie als das Verschulden des Grafen von La Rochelle. Er mußte seiner sittlichen Entrüstung und der warmen Theilnahme für seinen Fürsten ein Wort leihen, und die Stimmung des Augenblicks überhob ihn der Nothwendigkeit eines wählerischen Ausdrucks.

„Beim heiligen Hubertus, Durchlaucht, zuvörderst ließe ich den Denuncianten stäupen! Ich verstehe nichts von Proceß und Strafrecht, halten zu Gnaden, Durchlaucht; aber das ist frevelhafter, heilloser Friedensbruch! Das ist Hochverrath, auch wenn sich im Gesetzbuch dafür kein Paragraph findet.“

„Und La Rochelle?“

„Durchlaucht erlassen mir allergnädigst die Qualificirung des Herrn Grafen. Man nennt mich seinen persönlichen Gegner, weil —“

„Weil er Sie von meiner Seite gedrängt hat!“ fiel der Fürst dem Zögernden in die Rede. „Ich war übel berathen, Friesenecк, übel berathen wie alle Fürsten, alle! Man lehrt uns, die Gesinnungen nach dem Klang der Worte zu wägen. Ihre Sprache klingt etwas rauh, und meine Ohren sind verwöhnt. Ich weiß es, Frieseneck!“

In dem Augenblicke erschien der diensthabende Kammerherr an der geöffneten Thür. Dem sonst so gewandten Hofmanne war bereits durch den ersten Morgengruß der Durchlaucht die Fassung abhanden gekommen. Jetzt stak ihm das kreideweiße Gesicht zwischen den galonirten Kragen seiner Uniform, wie eine Gipslarve. Er war plötzlich kurzathmig geworden und stotterte, als er die weiland Excellenz, nun schlechtweg Doctor Julian, zur Audienz meldete.

Der Fürst warf sich in die Brust. In seinen Zügen kündete sich der höchste Grad der Entrüstung, und er war zu einer Aeußerung bereit, die dem armen Kammerherrn wahrscheinlich einen kleinen Schlaganfall gekostet haben würde. Da fiel sein Blick auf den Oberstjägermeister, welcher bereit war, sich zurückzuziehen.

„Bleiben Sie, Frieseneck“, rief er, seine Aufregung bewältigend, „ich bedarf Ihrer als Zeuge und Beistand.“

Ein zustimmender Wink — und Julian überschritt

die verhängnißvolle Schwelle. Die Kunst der Selbstbeherrschung hatte ihn auch in diesem entscheidenden Momente nicht verlassen. Nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung erwartete er in sicherer Haltung die erste Anrede des Fürsten. Sie erfolgte nach einer peinlichen Pause und in einer Art, die gerade nicht sonderlich ermunterte.

„Ich habe mich an die Gnade Eurer Durchlaucht zu wenden, nicht für mich, sondern für eine Todte!" bemerkte er, ohne den Blick zu Boden zu schlagen. „Es sind mir auf eine Weise, deren Beurtheilung ich dem Richter überlasse, Documente entwendet worden, welche ein Familiengeheimniß enthalten. Der Raub wird, wie ich vermuthe, den Weg bis in die Hände Eurer Durchlaucht finden oder gefunden haben."

„Gefunden haben!" entgegnete der Fürst, die Arme über der Brust kreuzend, als wolle er damit ihre Wallungen bändigen. Julian fuhr fort:

„Vielleicht geruhen Eure Durchlaucht auch eine zweite Vermuthung zu bestätigen. Die Absicht, an der unbefleckten Ehre meiner erlauchten Fürstin zu freveln, stände einem Majestätsverbrechen zu nahe, sie wäre zu unerhört, um sie nur denken zu können. Der Zweck dieses Raubes galt wahrscheinlich einem andern Ziele. Der Graf von La Rochelle —"

Eine abwehrende Handbewegung unterbrach den begonnenen Satz. Der Fürst trat an den Tisch und nahm aus der bereit stehenden Schatulle eine Rolle entfalteter Briefe. Indem er sie auf der Platte ausbreitete, fragte er:

„Sind dies die Urkunden, in denen Ihr Familiengeheimniß ruht?"

Nach einem flüchtigen Blicke bejahte Julian die Frage.

„Und wie gelangten Sie in den Besitz dieser Briefe?"

„Sie sind der Nachlaß meiner unglücklichen Schwester."

„Ihrer Schwester?"

„Sie war im Dienste Ihrer Durchlaucht. Eine verrathene Liebe und die Absicht, sich an dem treulosen Geliebten zu rächen, lenkte ihre Hand zu einem Verbrechen, an dessen Vollendung sie die Ehrfurcht vor der hohen Gebieterin hinderte. Die Briefe sind gefälscht."

Der Fürst trat betroffen einen Schritt zurück. Seine Hand zitterte, während er nach einem der Schriftstücke griff und seine Augen prüfend die Zeilen durchflogen.

„Es ist die Handschrift der Fürstin, Gott verdamme mich!" rief er, indem er das Blatt zornglühend wieder auf den Tisch warf. „Gaukelspiel! Märchenkram! Man will mich täuschen, den Fürsten täuschen, nachdem man

ihn vorher frevelhaft enttäuscht hat. Hören Sie, Friesenec, man wagt sich mit Schelmenstücken bis an die Stufen des Throns."

„Die Briefe sind gefälscht, Durchlaucht!" entgegnete Julian mit unerschütterlicher Ruhe. „Ich wage es, mich auf das Zeugniß sachkundiger Männer, auf das Wort meiner gnädigsten Fürstin selbst zu berufen. Ich beschwöre es vor Gott und allen Heiligen! Indem ich dies sage, handle ich mit dem Bewußtsein, daß ich selbst die Ehre meiner Familie beflecke, daß ich das Bahrtuch hebe und einen Blick werfen lasse in die Verirrungen eines gequälten Mädchenherzens, das erst vor wenigen Tagen aufgehört hat zu schlagen. Durchlaucht, ich bin beim lebendigen Gotte nicht veranlaßt, meine Schwester noch im Grabe um eines Mannes willen zu verunglimpfen, der ihre Jugend vergiftet und sie dem Wahnsinne in die Arme gejagt hat, aber — die Briefe sind gefälscht!"

Der Fürst schritt in heftiger Bewegung auf und nieder. Eine rasche Wendung brachte ihn in Julian's unmittelbarste Nähe. Während seine durchdringenden Blicke auf ihm ruhten, fragte er:

„Und wem gelang es, dieses Geheimniß in Curs zu bringen? Wer konnte es verrathen, wenn nicht Sie selbst?"

Julian erwiderte: „Würde die Sache nicht für mich sprechen, der Schein spräche gegen mich. Ich bekenne, Durchlaucht, daß ich hier vor einem Räthsel stehe. Mir ist bis jetzt nur eine Lösung denkbar: die Verletzung des Beichtgeheimnisses."

„Conjecturen! Spitzfindige Vermuthungen! Aber die Sache soll untersucht werden. Sie sind entlassen!" bemerkte der Fürst, indem er sich gegen Friesenecck wendete.

Julian verbeugte sich, und im nächsten Augenblick geleitete ihn die Gipslarve mit stereotyper Artigkeit bis an die Ausgangsthür des Vorzimmers. Nur einige Sekunden zum Aufathmen und seine hastigen Schritte verloren sich wieder in den Windungen der Gänge und Corridore.

Hatte ihm die eine Audienz noch nicht genügt? Noch klangen ihm die Worte des Fürsten im Ohre, als sich der Unersättliche bereits durch den Kammerherrn bei der Fürstin melden ließ. Der Bescheid lautete, daß ihn die Durchlaucht nicht vorzulassen geruhe. Er biß sich auf die Lippen, aber es galt seinen Entschluß durchzusetzen. Aus der halbgeöffneten Thür eines Seitenkabinets klang die Stimme Aureliens. Der Doctor stand vor ihr, ehe er sich selbst recht besonnen hatte. „Vermitteln Sie mir eine Unterredung mit der

Fürstin", bat er die allmächtige Kammerfrau. „Es droht eine Gefahr für die Durchlaucht, deren Folgen unberechenbar sein könnten."

„Sind Sie im Stande, sie abzuwenden?" fragte die schöne Aurelie spitzig.

„Mit Gottes Hülfe — ja!" erwiderte Julian.

Das flehentlichste Gesuch aus diesem Munde würde kein Gehör gefunden haben, wenn es nicht in Aureliens Pläne gepaßt hätte. Sie, die Eingeweihte, konnte den Zweck dieser Audienz leicht errathen, und es kam ihr gelegen, daß die Fürstin gerade aus Julian's Munde die erste Kunde von den Vorfällen erhielt. Der Verrath an der eigenen Gebieterin, welche ihr Gunst und Vertrauen wie einer Freundin geschenkt hatte, verursachte ihr doch einige Beklemmung, obwohl ihr der Stiftskanonikus die Lehre von der Heiligung der Mittel mit aller Wärme eingeprägt hatte. Nun wollte ihr dieser Doctor eine Gewissenserleichterung verschaffen, indem er den Wetterstrahl von dem Haupte der Durchlaucht abzuwenden versprach. So träfe also die ganze Wucht den Grafen allein und die Fürstin wäre ihr schließlich noch zu Dank verpflichtet.

Frauen, selbst verständige und sinnige, denken nicht immer logisch, aber sie denken rasch. Während der Mann noch die Quadersteine für den Bau seiner Syl-

logismen mühselig herbeischleppt, sind sie mit ihren Schlüssen längst fertig. Ihre Folgerungen sind mehr Sache einer unmittelbaren Empfindung als eines vermittelnden Denkvermögens. Die Bindeglieder werden nur nach Bedürfniß eingefügt, wenn das Urtheil bereits gefällt ist. Sie machen es wie die Baumeister in den Dörfern unseres Hochlandes, die vorerst den Dachstuhl auf ein paar schwanke Pfähle setzen und dann erst das Haus vom Grunde auf mauern.

Aurelie bedurfte zu allen Erwägungen nur eines Augenblicks. Im nächsten stand sie bereits vor der Fürstin, und — Julian ward vorgelassen.

In den Zügen der hohen Frau lagen noch die Spuren des Widerwillens, womit sie der Ueberredung ihrer Kammerfrau sich gefügt hatte. Aus ihren Blicken flogen die Pfeile des Hasses gegen den Mann, von dessen Willkür die Makellosigkeit ihres Namens abhing. Sie haßte ihn doppelt um der Schonung willen, die sie ihm verdankte und womit er ihren Stolz demüthigte. Und indem sie ihn empfing, gab sie in Haltung und Miene, in ihrem ganzen Wesen diesem leidenschaftlichen Gefühle einen vollen, ungeheuchelten Ausdruck.

Julian bedurfte aller Kraft seines Geistes, um nicht unter dem Drucke dieser verachtenden Kälte seinem Entschlusse untreu zu werden. Aber um seiner

selbst willen mußte er jetzt vollenden, was er begonnen hatte.

Als den einleitenden Formen der Hofsitte Genüge geschehen war, trat er der Fürstin um einen Schritt näher und sprach: „Gestatten Euer Durchlaucht gnädigst, daß ich mich kurz fasse — es ist Gefahr im Verzuge. Ich habe eine Erbschaft angetreten, die Pflicht der Sühne für die Verirrungen eines gequälten und verkümmerten Herzens. Wenige Stunden vor dem jüngst erfolgten Tode meiner Schwester gelangte ich in den Besitz dieser Papiere. Sie sind Eigenthum Eurer Durchlaucht, und ich bitte um deren gnädigste Zurücknahme."

Mit diesen Worten überreichte er die Briefe. Die Fürstin neigte das Haupt, und ihre Rechte griff nach der Tischplatte, um eine Stütze zu gewinnen. Es war ein Rollenwechsel eingetreten; denn nun stand Julian stolz und aufrecht vor der gebietenden Frau, über deren geschlossene Lippen lange Zeit kein Laut zu bringen vermochte. Endlich bemerkte sie mit gedämpfter Stimme:

„Sie kommen Ihrer Pflicht spät nach. Die Sühne eines Verraths, eines Treubruchs, eines Verbrechens hatte für Sie keine Eile."

„Durchlaucht geruhen sich meines Wortes zu erinnern,

daß die Schriften erst jüngster Zeit in meine Hände gelangten", erwiderte Julian. „Ich wage es nicht, selbst diese kurze Zögerung zu rechtfertigen; aber ich rechne auf die nachsichtsvolle Huld meiner gnädigsten Fürstin. Der Inhalt dieser Briefe war keineswegs mein ausschließendes Geheimniß; ich mußte es seit geraumer Zeit mit dritten Personen theilen, die — ich weiß nicht, durch welche Künste — das Vertrauen meiner geisteskranken Schwester zu gewinnen wußten. Ich erfuhr, daß man diese Kenntniß zu verwerthen suchte, um den Grafen von La Rochelle unmöglich zu machen. Die Documente sollten um jeden Preis, selbst um den der Ehre Eurer Durchlaucht, aus meiner Hand in die Hände des Fürsten übergehen."

„Warum durchkreuzten Sie diese unglaublichen Intriguen nicht? Es war ein Gebot Ihrer eigenen Ehre, mir mein Eigenthum sogleich zurückzugeben."

„Damit wäre zwar der Beweis unmöglich geworden, aber der Verdacht geblieben."

„Und nun?"

„Durchlaucht, es galt Arglist gegen Arglist. Graf La Rochelle war noch — dem Himmel sei Dank — im Besitze der gefälschten Briefe, und seinem Vertrauen schulde ich das Gelingen meines Plans. Die Copien, welche er mir anvertraute, sind mir glücklich abhanden

gekommen — Seine Durchlaucht prüfen so eben die Schriftzüge."

„Also dennoch verrathen!" sagte die Fürstin halblaut vor sich hin und rang die Hände.

„Nein, Durchlaucht!" rief Julian mit gesteigertem Gefühle. „Ich habe dem Fürsten die Geschichte eines gebrochenen Herzens erzählt. Wenn ich dabei einen Schatten auf die Todte warf, geschah es um der Lebenden willen! Eins vergaß ich bei meiner Erzählung — die Existenz der Originalien! Sie haben nie existirt, wenn Durchlaucht den Muth haben, es zu behaupten."

„Und Sie, Doctor Julian?" bemerkte die Fürstin, indem wieder ein Strahl der Hoffnung aus ihren Augen leuchtete.

Julian entgegnete: „Ich übernehme die Verpflichtung, die Manen Sibyllens zu versöhnen. In dem Augenblicke, wo Euer Durchlaucht diese Zeugnisse einer längst erkannten Täuschung vernichten, ist diese auch bis auf die letzte Spur verwischt. Daß ich schweige, ist mir jetzt ein Gebot der Ehre und der Klugheit."

Ein prüfender, durchdringender Blick der hohen Frau maß den Doctor von der Sohle bis zum Scheitel. Er begegnete ihm mit aller Offenheit und Ruhe, und es schien, als beschwichtige sie allgemach den Zweifel

an der Wahrheit seines Versprechens. Aber den Ausdruck stolzer Gemessenheit und Kälte in ihren Zügen milderte selbst diese Zuversicht wenig. Was sie auch empfinden mochte, nachdem der Alpdruck gehoben und eine seit Jahren drohende Gefahr beseitigt war, die kargen Worte ihres Dankes verriethen es nicht.

Julian blieb nach wie vor der einzige Mitwisser ihrer geheimen Schuld, der unerreichbare Gegenstand ihres seit Jahren eingerosteten Hasses.

Fast gleichzeitig mit Doctor Julian verließ der Oberstjägermeister den fürstlichen Palast. Er war unwirsch geworden über eine Audienz, welche nach ihrem Verlauf und Erfolg des Opfers einer gestörten Nachtruhe und der Reisestrapazen nicht werth war. Der Fürst hatte seinen Rath verlangt, ohne ihn anzuhören, und seine Theilnahme beansprucht, nur um sich durch den Ausdruck derselben verletzt zu fühlen.

Als durch die Erklärung Julian's die Sache in ein neues Stadium getreten war, hatte sich Frieseneck wiederholt die Bemerkung erlaubt, daß er den namenlosen Urheber dieses Vorfalls nicht vor dem Flintenlauf haben möchte. Dem begegnete aber die Durchlaucht mit einer sehr vernehmlichen Berufung auf die Unter-

thanenpflicht, die selbst einen Zusammenstoß mit der Moral müsse ertragen können. Und als der alte Herr diese macchiavellistische Doctrin nicht begreifen wollte und das Maul nicht halten konnte, ward er in Gnaden entlassen.

„Damit basta!" dachte er sich, als er heimging. „Hab' ich die rechte Fühlung, so werden mich Seine Durchlaucht kaum mehr zum Rathgeber und Vertrauensmann erkiesen. Aber — alle Hagel — soll ich in ein Horn blasen mit Heimtückern und Denuncianten? Wenn mir einer meinen Todfeind auf solchem Wege verriethe, ich legte mir eher ein Pflaster aufs Ohr, als daß ich der Stimme Gehör gäbe, von der ich nicht weiß, wem sie gehört. Alles in hirschgerechter Art — nur keine Fuchsangeln und Falleisen!"

Also ritterbürtig dachte der edle Freiherr Joachim Fries von Frieseneck. Und als er bereits des andern Tages wieder in den Armen seines Klärchens lag, ließ er sich in seiner gesprächigen Manier nochmals des Langen und Breiten darüber aus.

„Aber siehst Du, mein Kind", so schloß er seine Herzensergießungen, „selbst aus dieser zwecklosen Plackerei ist mir ein Vortheil erwachsen, den ich nicht zu theuer erkaufte. Uebel zu denken von einem Manne, den ich bisher geachtet habe, das kostet mir immer ein paar

Unzen von meiner allgemeinen Menschenliebe, die ich doch so gern recht rentirlich angelegt haben möchte, wie ein unaufkündbares Ewiggeldkapital. So ging's mir eine Weile mit dem Doctor Julian. Seit ich ihn aber vor dem Fürsten habe stehen sehen — alle Wetter, Klärchen, ich habe Respekt gekriegt vor dem Menschen, der von der Durchlaucht sein Recht verlangte, wie der Frohnbote das Mahngeld, und auf seinem Worte beharrte trotz allerhöchsten Widerspruchs."

„Ich habe nie aufgehört, ihn für einen ungewöhnlichen Mann zu halten", fiel hier Klara ein.

„Natürlich!" erwiderte Friesenec lachend. „Das Ei ist allzeit klüger als die Henne, und Dein Blick hat etwas von Deinem Namen, während mir die siebenzig Jahre vor den Augen flimmern. Unter uns gesagt, Klärchen, ich bin mit meinem Sündenbekenntniß noch nicht zu Ende. Die Geschichte mit Theobald war eine gründliche Verleumdung, wie ich jetzt aus unmittelbarer Quelle weiß. Hat Dir das Dein Scharfblick auch allbereits verrathen?"

Klara war ein bescheidenes Mädchen, aber sie mußte der Wahrheit ihr Recht lassen. Drum nickte sie bejahend mit dem Köpfchen, obwohl sie fühlte, daß ihr bei diesem Bekenntnisse das Blut in die Wangen stieg.

Viertes Kapitel.

> Ob dem frisch Vertrauenden
> Will' und Hoffnung war geneigt —
> Dem zurücke Schauenden
> Sich die Mißerfüllung zeigt!
> Varnhagen, Wie es geht!

Das Haus am untern Ende der Wallgasse hat an der Ecke eine Mauerblende, in welcher ein heiliger Georgius seit etlichen Jahrhunderten seine Lanze nach dem Drachen zückt. Sein Fuß ruht mit ritterlicher Zierlichkeit auf der Magengegend des Ungethüms, während ihm das vorgebeugte Haupt und die lächelnde Miene das Ansehen gibt, als mache ihm der wechselnde Anblick der Vorüberwandelnden bedeutend mehr Spaß als der leidige Kampf mit dem Lindwurm. Dieser aber sperrt seinen Krokodilsrachen auf, wie die Klappen eines Waffeleisens, und schaut den Heiligen mit sanften,

wehmüthigen Augen an, als wollte er sagen: „So stecht doch in Gottes Namen einmal zu, Herr Ritter! Lieber ein rechtschaffener Todesstoß als dieser fortwährende Gaumenkitzel mit Eurem leidigen Bratspieße!“

Das altdeutsche Bildwerk, dessen Kunstwerth — wie das gar häufig der Fall ist — lediglich in der Verwitterung und dem Schmuze liegt, den ein paar Jahrhunderte darauf abgelagert, interessirt uns zuletzt weniger als der sinnige Spruch, den der Bildschnitzer darunter gesetzt hat:

Ego draconem vinxi; me vinxit mors; mortem evinxit Christus! Halleluja!

Es waren dies auch die letzten Worte, mit denen ein alter Freund die Pilgerschaft endete und die Rechnung abschloß mit der Welt.

Die Sommernacht ist lau und sternhell. Im Erdgeschosse desselben Hauses, an dessen Ecke der heilige Georg mit seinem frommen Werk nicht fertig werden kann, sind die Läden zurückgeschlagen und die Fenster matt erleuchtet. Ein Flügel ist geöffnet, und der Nachtwind bewegt leise den vorgezogenen Vorhang, daß man hin und wieder das Gesicht der alten Frau erblicken kann, die im Lehnstuhle am Fenster zu schlummern scheint. Es ist das Krückerlweib, wie hier zu Lande die Seelnonne vom Volke genannt wird. Sie hält die

Todtenwacht bei dem Formenschneider, dem Lazarus Knechtlein, der vor etlichen Stunden verschieden ist. Der einsame Mann hatte nicht Verwandte, nicht Freunde, nicht einmal einen Dienstboten. So muß eine Fremde die letzte irdische Liebespflicht erfüllen. Sie hatte ihm auch die Augen zugedrückt, doch nur um des Lohns willen. Was kümmert sich das Todtenweib um den Formenschneider, den halbverrückten Menschen, der sich sein Lebtag um keine Seele gekümmert hat!

Wer aber den alten Lazarus Knechtlein so kannte wie unser Freund Justus oder wie etwa der junge Arzt, der ihn während seines kurzen Siechthums behandelte, der hielt ihn wahrlich nicht für verrückt.

„Mich wird der Tod überwinden wie den heiligen Georg über mir!" hatte er lächelnd dem Doctor entgegnet, als dieser ihn wenige Tage vor seinem Ende noch mit freundlichen Lebenshoffnungen aufrichten wollte. „Nicht die fünfundsiebenzig Jahre hinter mir machen mein Leben aus. Jeder Augenblick für sich war volles Leben, und ich habe genug gelebt, ob ich heute sterbe oder morgen!"

Etliche Stunden, ehe ihm der Todeskampf die Besinnung nahm und die Gedanken abschnitt, ließ er den Arzt noch zu sich rufen. Er hatte den jungen, theilnehmenden Mann lieb gewonnen und mit dem hell-

sehenden Auge des Sterbenden einen Blick in seine Seele geworfen. „Soweit es gehen wollte“, bemerkte er, „haben Sie mir in meinem leiblichen Gebreste Erleichterung verschafft. Aber Sie sind ein Mann nach dem Herzen Gottes, Doctor, und erleichtern mir auch meine Seelenbürde. In dem Schränklein dort im Winkel liegt mein Testament; es ist in aller Form Rechtens verfaßt. Hier ist der Schlüssel — holen Sie mir das Geschreibsel — im untern Fache links. So — ich danke Ihnen! Und nun, lieber Doctor, behalten und bewahren Sie's; thun Sie mir die Liebe! Ich hatte in meinem Leben einen einzigen Freund. Er ist in Ihrem Alter und brav und rechtschaffen wie Sie. Seit mehr denn acht Jahren ist es der Trost und die Freude meines einsamen Lebens, daß ich's vermag, ihm eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen. Was ich durch Gottes Gunst und meiner Hände Arbeit erworben, hab' ich ihm verschreiben lassen. Es wird genügen zum Fundamente, darauf er sich einen Eigenherd gründen kann.“

Der Kranke lehnte sich in das Kissen zurück, ermüdet von der Anstrengung, welche ihm das längere Sprechen kostete. Aber in seinen Zügen kündete sich immer noch eine ängstliche Unruhe, und seine Lippen bewegten sich, als hätte er noch etwas mitzutheilen,

was ihm auf dem Herzen lastete. Dem Scharfblick des kundigen Arztes entging das nicht. Nachdem er ihm eine Weile Ruhe gegönnt und ihn mit einem Tropfen Wein gelabt hatte, fragte er ihn theilnehmend: „Habt Ihr mir sonst noch etwas anzuvertrauen, Herr Knechtlein?"

Da streckte ihm dieser seine zitternde Rechte entgegen: „Versprechen Sie mir, Doctor", erwiderte er kaum vernehmlich, mit gebrochener Stimme, „das Testament nicht aus der Hand zu lassen bis zur gerichtlichen Verhandlung über meinen Nachlaß. Man hat bereits die Finger ausgestreckt nach meinem mühseligen Erwerb. Sie haben meine Sparpfennige erspürt, weiß Gott wie. Mein Seelenheil sollt' ich damit erkaufen — das Kloster der Redemptoristen — harter Kampf —"

Eine Agonie trat ein, und dem Kranken verfiel die Stimme. Aber die Hand des Arztes ruhte in seiner Rechten und gab dem Sterbenden die Gewähr der Erfüllung seines Wunsches.

Zwei Tage darnach trugen sie den Formenschneider Lazarus Knechtlein auf den Friedhof. Theobald gab ihm das letzte Geleite um der großen Liebe willen, die er bei Lebzeiten zu seinem Bruder gehegt. Er war der einzige Leidtragende, der hinter dem Sarge ging

und am offenen Grabe stand, während der Geistliche das „Requiescat“ hersagte.

Als er sich heimwärts wandte, fuhr ihm eins und das Andere durch den Sinn. Dem alten Manne, der all sein Lebtag seine Wege einsam ging, konnte es wohl gleichgültig sein, wer ihm Alles eine Hand voll Erde in die Grube nachwarf. Aber den Lebenden bewegte der Gedanke an solche Theilnahmlosigkeit ungemein schmerzlich. Was bedeuten eines Menschen Pläne und Entwürfe, sein Arbeiten, Ringen und Kämpfen, wenn der Tod die Reihen lichtet, ohne daß der Nachbar eine Lücke fühlt? Keiner von all den Trägern großer Gedanken, von all den Helden und Koryphäen, welche Stolz und Hoffnung von Nationen sind, ist unersetzlich, und wo die Halme unter der Sichel fallen, wuchert die junge Saat am üppigsten. Ist es der Mühe werth, für eine Zukunft zu schaffen, die uns so wenig Dank weiß? Wie viel Namen, die sie in ihre Tafeln gräbt, sind wahrhaft würdig, das Leben zu überdauern, und wie viel Millionen redlich wirkender, edler und verdienstvoller Männer hüllt sie in den Schleier der Vergessenheit!

Die Stimmung unseres jungen Freundes war nicht die glücklichste, als er sein Stübchen betrat. Um so freudiger wirkte die Ueberraschung, da die Mutter mit

glänzendem Gesichte die Ankunft eines lieben Gastes verkündete und Justus die Arme gegen ihn ausbreitete. Er hatte Heimkehr gehalten, während man seinen alten Freund und Lehrer begrub. Die Freude des Wiedersehens milderte den Schmerz über diesen Verlust. Als aber Theobald von dem sang- und klanglosen Leichenbegängnisse zu erzählen begann, überfiel ihn eine herzliche Wehmuth.

„Ich hätte ihm gern noch Kunde gegeben von meiner Wandlung!" bemerkte er zu dem Bruder. „Fast möchte ich mir einen Vorwurf machen, daß ich ihm nur die äußern Vorgänge meines Lebens mittheilte und die innern verschwieg. Aber ich scheute mich vor der Doppelsinnigkeit des geschriebenen Wortes."

„Es ist auch gut so", erwiderte Theobald. „Vielleicht hast Du ihm einen Kummer und Dir einen Kampf erspart, und Ihr seid nun beide befriedigt am Ziele. Was wir in der Stille und Tiefe unserer Seele spinnen und weben, läßt sich, solange das Schifflein noch hin und her fliegt, schwer verständlich machen. Die Leute wollen gleich wissen, was Zettel und Einschlag sei, und das wissen wir selbst kaum. Besser ist's, man kommt und sagt ihnen: Nun ist's fertig, und ihr könnt das Gewebe so wenig mehr aufzetteln als ich selber, wenn ich es eben nicht zerreißen will."

Justus sah den Bruder eine Weile mit nachdenklicher Miene an. Endlich versetzte er lächelnd: „Ist mir's doch, Theobald, als läge in Deinen Worten der entfernte Versuch eines Verraths. Nistet etwa „„in der Tiefe und Stille Deiner Seele"" auch so eine kleine Spinnerin, die nicht belauscht und beredet sein will, bis das Gehäuse fertig und der Tagfalter darin entwickelt und beschwingt ist? Ich dachte mir, Du hättest die Wege zu einem festen, sichern Ziele längst ausgesteckt und seiest bereits am Glichten, wie es unsere Landmesser nennen. Habe ich mich getäuscht?"

Theobald wich einer Antwort aus, indem er sich erhob, den Arm in den seines Bruders legte und ihn zum Besuche des Oheims aufforderte.

Dem alten Herrn trieb es das Wasser in die Augen, als ihn Justus mit der Liebe eines Sohnes umfaßte und den Willkommkuß bot. Kaum daß er ihn wiedererkannte, so war aus dem aufgeschossenen, schmächtigen, kopfhängerischen Bürschlein ein fester und fertiger Mann geworden. „Du kommst als ein wahrer Justus", bemerkte er, nachdem er sich die Thränen mit dem Rockärmel weggewischt. „Ich hätt' es kaum länger mehr ausgemacht. Denn die Hand, die lenken und leiten soll, zittert, und ich komme mir selber wie abgestanden und windbrüchig vor. Wenn Du

meine sieben Sachen nicht willst, muß ich sie fremden Händen anvertrauen."

Dessen bedurfte es aber zur großen Freude des Alten nicht; denn Justus erklärte sich bereit, das Geschäft vorläufig unter der alten Firma als Werkmeister fortzuführen.

„Warum nicht lieber als Meister schlechtweg?" entgegnete Ebenstreit. „Du sollst was halten auf die Ehre des Gewerks; dann ehrst Du meinen Namen, auch wenn er nicht mehr auf dem Schilde steht. Ich möchte Ruhe haben und meinen Austrag bei Dir genießen."

Darauf wollte aber Justus um keinen Preis eingehen. Der Oheim sollte Herr im Hause bleiben bis an sein seliges Ende und nur die Leitung des Geschäfts dem Neffen übertragen.

„Ich habe meine guten Gründe hierfür", bemerkte er zu Theobald, als die Brüder allein waren. „Von jeher ging mir solch ein Beerben bei lebendigem Leibe wider den Mann. Es soll sich Keiner seines Eigens völlig entschlagen, solange ihn das Alter nicht kindisch gemacht hat. Dann ist mir auch des Oheims Werkstätte zu eng für das, was ich gelernt habe und was ich schaffen will. Meine Pläne sind weitsehend geworden, seitdem sie in der Wirklichkeit wurzeln. Dürfte

ich unbeschränkt nach meinem Willen schalten, so würde ich der Versuchung kaum widerstehen können, Alles über den Haufen zu werfen, woran der wackere alte Herr mit unfürdenklicher Pietät hängt. Das kann ich mit meinem wohlerworbenen Eigenthum, aber nicht mit einem Geschenk, welches mit seinen Früchten noch dem Schenkenden verpfändet ist."

Diese Gründe reichten jedoch nur für einige Tage hin. Denn als Herrn Lazarus Knechtlein's Testament geöffnet und die Verlassenschaft bereinigt war, fand sich zu aller Erstaunen an Werthpapieren und Effecten eine ganz beträchtliche Summe vor, und Justus, der einzige Erbe, war über Nacht zum wohlhabenden Manne geworden. Die Nachbarn in der Wallgasse steckten die Köpfe zusammen, hielten ein Todtengericht, und die mildesten unter ihnen nannten den seligen Formenschneider einen filzigen Knicker, der sich zu Tode gehungert habe um eines lachenden Erben willen. Aber Justus war nichts weniger als ein lachender Erbe. Hatte ihn die Kunde von dem Tode des geliebten väterlichen Freundes schon tief ergriffen, so netzte jetzt mehr als eine Thräne das Testament, dessen Schriftzüge ihn wie ein Konterfei des wunderlichen und doch so fürtrefflichen Mannes ansahen. Es war das Vermächtniß einziger, Alles ausschließender Liebe.

„Jetzt läßt sich ein anderes Wort mit dem Oheim reden“, äußerte sich Justus dem Bruder gegenüber, nachdem er ihm die Nachricht seines unverhofften Glücks hinterbracht hatte. „Mit dem, was wirklich mein ist, kann ich ihm nun Sicherheit gewähren für jene Verpflichtungen, welche er an die Uebergabe seines Geschäfts nothwendig knüpfen muß. Ich habe dann freie Hand und kann beginnen, was ich will.“

„Glaubst Du nicht, daß sich der Oheim gerade dadurch verletzt fühlen wird?“ fragte Theobald hinwider.

Justus entgegnete: „Ich bin darauf gefaßt, aber ich hoffe den Strauß glücklich durchzufechten. Wenn nichts verfängt, wird sicher Eins durchschlagen — die Hinweisung auf seinen Liebling Theobald!“

„Wie verstehst Du das?“

„Unsere Rechte und Ansprüche sind gleich, Theobald und ich könnte mich nie mit dem Gedanken versöhnen, daß Dir der knappere Antheil zufiele. Ich will Großes unternehmen und muß gefaßt sein, daß es mir mißglückt. Für diesen Fall bedarf Dein Erbtheil einer Sicherung.“

Lachend reichte ihm Theobald die Hand und erwiderte: „Glück auf zu Deinen Unternehmungen, Bruder, wenn sie nicht allzu schwindlig sind! Zur Durchführung großer Pläne bedarf es aber auch großer

Mittel, und so magst Du denn getrost über mein zu hoffendes Erbtheil verfügen. Am liebsten wäre mir's, Du nähmest gleich mich selbst zum Geschäftsgenossen!"

„Du wirst dem Glück auf anderem Wege begegnen", versetzte Justus. Aber Theobald fiel ihm hastig in die Rede: „Es ist ein Dornenweg, sag' ich Dir, und das Ziel der Mühe unwerth. Du freust Dich dessen, was Du schaffst, mehr noch als des Lohns, der Dir dafür geboten wird. Das ist's, um was ich Dich, um was ich jeden Handlanger beneide. Ich, Justus, ich sehe keinen lohnenden Erfolg meiner Arbeit, und wenn ich am Schluß des Monats meinen Gehalt einziehe, schäme ich mich schier vor dem Zahlmeister. So kärglich wir niedern Beamten besoldet sind, quält uns doch das Bewußtsein, daß wir es — nicht nach dem Umfang, aber nach dem Inhalt unserer Arbeit — nicht verdienen."

„Drücke den Werth Deiner Arbeit nicht selbst herab, Bruder!" entgegnete Justus. „Nicht Jeder kann selbstständig schaffen, aber er wirkt mit zum Wohle des Ganzen."

„Was geschieht denn zum Wohle des Ganzen?" versetzte Theobald mit zunehmender Bitterkeit. „Die Regierung hat sich in der Bureaukratie einen Staat im Staate geschaffen, nicht um des Volkes, sondern um

ihrer selbst willen. Wir sind ihre Landsknechte, und jede nähere Berührung mit dem Volke, jede lebhaftere Betheiligung an seinen Interessen wird uns als ein Makel angerechnet. Wer den Kastengeist verleugnet, handelt wider Dienstpflicht. Darum diese Bevorzugung einer unselbstständigen Mittelmäßigkeit, dieser verletzende Nepotismus, diese Dressur zu einem allerunterthänigst treugehorsamsten Diener! Das paßt Alles zu dem Systeme. O Justus, es bedarf keiner Jahrzehnte, um in dem nach schöner menschlicher Freiheit dürstenden Geiste das Gefühl des Widerwillens und der Entmuthigung über diese Zustände zu wecken. Für mich wenigstens reichten die Erfahrungen eines kürzern Zeitraums hin. Das verhängnißvolle Wort, das Du selber aussprachst, klingt mir beständig im Ohre nach: Non possumus!"

Justus sah eine Zeit lang sinnend vor sich hin. Die Berufung auf seine eigenen Worte bewegte sein Gemüth und er erwog ihre Berechtigung im Munde des Bruders. Dann hob er an:

„Kein Mensch muß müssen, sagte der weise Nathan. Aber hüte Dich, Theobald, eine leichtsinnige That mit einem schwerwiegenden Worte zu bedecken. Die Grenze zwischen dem, was wir nicht können, und dem, was wir nicht wollen, ist eine sehr feine und das

Markgericht, das hier zu entscheiden hat, ein äußerst bestechliches. Wie willst Du zur Höhe gelangen, wenn Dich schon die kleinen Fährlichkeiten der Niederung entmuthigen?"

„Es führen mancherlei Pfade aufwärts!" entgegnete Theobald. „Ich bin jung und rüstig genug, um meine Schritte an jene Keuzung zurückzulenken, von welcher die Wege nach verschiedenen Lebenszielen auseinander gehen. Wenn ich den Muth finde, es zu thun, geschieht es nicht unbedacht und leichtsinnig. Gabst Du mir nicht selbst das Beispiel einer nothwenigen Umkehr?"

„Wohl", versetzte Justus, „aber meine Umkehr war eine geistige und das Ergebniß eines geistigen Processes. Die äußern Verhältnisse kamen hierbei nicht in Betracht. Gerade in diesen liegt jedoch unter Umständen eine Nothwendigkeit, gegen welche wir uns nur freventlich stemmen. Du weißt, Bruder, daß auch ich mich diesem Zwange beugen mußte. Wenn nur unser Wohlsein und Behagen, die äußern Formen unseres Daseins in Frage stehen, so können wir Alles, was wir recht-schaffen wollen. Aber unsere Ueberzeugung sei die Errungenschaft eines Kampfes um Wahrheit und Freiheit!"

„Kennst Du den Werth einer sichern und gebor-genen Existenz?" fragte Theobald hinwider. „Wir

Beamte werden vielfach darum beneidet, und nicht mit Unrecht. Das ist die „„äußere Form unseres Daseins““! Wenn ich dieser sorgenfreien Behaglichkeit um meiner Ueberzeugung willen entsage, so ist das ein Opfer, Justus, dessen Schwere Du kaum zu ermessen vermagst. Ich binde den Kahn los, der bereits im geschützten Hafen vor Anker lag, und gebe ihn und mich neuerdings den Winden und Wellen preis, die auf offener, hoher See stürmen."

„Und warum?" entgegnete Justus bedenklich.

„Weil ich an der Stelle, wo ich landete, das nicht fand, wonach ich rang und strebte. Ist die Befreiung von der gemeinen Nothdurft des Lebens, von der Sorge um das, was ich esse und trinke, der einzige Lohn meiner Arbeit und Mühe, so ist das Leben des Lebens nicht werth. Wenn ich nicht schöpferisch wirken und Selbstständiges erzeugen kann, so verlange ich doch wenigstens nach einer nützlichen Thätigkeit und nach einer ehrlichen und ehrenhaften Art des Erwerbes. Das Handgeld aber, das ich jetzt für eine Danaidenarbeit beziehe, bannt mich in Reih und Glied jener willenlosen Triarier, welche für die Gewalthaber des Tages vorkämpfen und mit jedem Wechsel des Systems auch ihre Farbe wechseln müssen. Und nun, Justus, kannst Du es noch thöricht und leichtsinnig nennen,

wenn ich den Willen habe, in andere Bahnen zu lenken, und nach der Kraft ringe, es durchzusetzen?"

Justus sann auf eine Erwiderung. Noch waren seine Bedenken nicht gehoben, und er erachtete es für seine Pflicht, alle Folgen eines Schrittes zu erwägen, der das künftige Geschick eines geliebten Bruders entschied.

Erst die Mitternachtsstunde setzte dem erregten Gespräche ein Ziel.

Fünftes Kapitel.

Die Vorsehung behält sich die Ueberraschung bevor.
H. König, Aus dem Leben.

Die Vorgänge am Hofe hatten eine Gährung veranlaßt, welche zu ganz unerwarteten Resultaten führte. Der staunenswerthen Gewandtheit und Geistesgegenwart der Fürstin war es gelungen, jeden Verdacht von sich abzuwälzen und die Urheberschaft jener bloßstellenden Correspondenz der thörichten und grundlosen Eifersucht eines halb verrückten Mädchens zuzuschreiben. Bei der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, lag es zugleich im Interesse aller Betheiligten, nunmehr als Entlastungszeugen aufzutreten.

Am wirkungsvollsten spielte der hochwürdige Stiftskanonikus diese Rolle. Er berief sich, wenn auch

nur andeutungsweise — auf die Geständnisse seines Beichtkindes Sibylle und gelangte damit zu dem befriedigenden Ergebnisse, daß er nicht nur in der Gunst der Fürstin stieg, sondern sich auch dem Fürsten verbindlich machte. Denn der Durchlaucht lag daran, daß diese fatale Geschichte einen möglichst günstigen Abschluß finde. So wenig Neigung er für die Gattin empfand, so wollte er doch ihre Ehre gewahrt wissen um der Ehre des Hauses willen.

So gestalteten sich die Verhältnisse im Allgemeinen dennoch zu Gunsten derjenigen, deren wohlangelegten Plan Julian's Klugheit so glücklich durchkreuzt hatte. Selbst zwischen dem Fürsten und seiner Gattin fand eine Annäherung statt. Es gewann den Anschein, als ob beide den zwischen sie gestreuten Samen des Verdachts durch eine erhöhte gegenseitige Aufmerksamkeit ersticken wollten. In dem Maße, als der Verkehr zwischen dem rechten und linken Flügel der Residenz an Lebhaftigkeit gewann, minderte sich die Abneigung des Fürsten gegen Personen und Dinge, die er bisher fern von sich gehalten. Es kam zu Erörterungen und er freute sich der klugen Ansichten seiner erlauchten Gattin über landesherrliche Würde und Bürde. Zuletzt fand er, daß diese Grundsätze den Traditionen seines Hauses weit mehr entsprachen als die Begriffs-

verwirrung, welche er Männern wie Doctor Julian verdankte.

Diese unerwartete Entwickelung der Dinge traf in ihren Wirkungen am empfindlichsten den Grafen von La Rochelle. Während ihn die Fürstin nun, da sie sich sicher wußte, verleugnete, blieb in dem Fürsten ein Stachel zurück, dessen Spitze sich gegen ihn, als den Urheber dieser anstößigen Geschichte, wendete. Er fühlte das Schwanken der höchsten Gunst, und die erste bittere Frucht davon war die Uebertragung des Präsidiums im Ministerrathe auf den Freiherrn von Luchsberg. Die Aussichten des Herrn von Schimmelbein, die Finanzangelegenheiten des Landes wieder seiner geschickten Leitung anvertraut zu sehen, gestalteten sich ungemein günstig. Im Dome feierten sie den nahen Triumph der streitenden Kirche mit einem Tedeum unter verstärktem Orgel- und Posaunenschall, und der Stiftskanonikus fand für seine jubilirenden Herzensergießungen kein geneigteres Ohr und keine freundlichere Zuhörerin als die schöne Aurelie. Die freisinnigen Patrioten aber hingen ihre Psalter an den Nagel und ließen muthlos die Köpfe sinken, wie weiland die Juden an den Wasserflüssen Babylons.

Der räthselhafte Grund und der unerwartete, rasche Eintritt einer derartigen politischen Katastrophe äußerten

eine lähmende Wirkung auf sie, und während ihre Gegner eine rühmliche Thätigkeit entfalteten, legten sie rathlos die Hände in den Schooß. Ihre Entmuthigung steigerte sich, als La Rochelle, dessen Stolz sich gegen jede abhängige Rolle sträubte, auf den Rest einer zweifelhaften Gunst verzichtete und seine Entlassung nahm.

Die Partei schmückte in ihrer Kurzsichtigkeit das Haupt des zweideutigen Grafen mit der Glorie des Märtyrerthums, und während sie dem Gegner beinahe widerstandslos das Feld räumte, schleuderte sie die Pfeile der Erbitterung gegen den ohnmächtigen Doctor Julian. Er war offenbar zu weit gegangen. Seine Kühnheit, sein schonungsloses, aller Rücksicht bares Auftreten hatte selbstverständlich das Spiel verdorben. Jede Ueberschreitung der richtigen mittlern Durchschnittsgrenze muß nothwendig eine Reaction hervorrufen, und so war folgerichtig Julian der natürliche Vater dieser Reaction.

So begegnen wir hier einer Erscheinung, welche den Grundzug des unreifen politischen Lebens der Gegenwart bildet. Das Ganze wollen, das Ziel unmittelbar anstreben heißt sich an der Staatsklugheit versündigen. Die Leisetreter, die Nachgiebigen und Vermittelnden, sie allein gelten als die richtigen

Staatskünstler. Nicht das volle Maß bürgerlicher Freiheit, nicht die unverkümmerte Gleichberechtigung, sondern von Allem ein Stückwerk, das auf dem krummen Wege des Vergleichs erzielt wird! Man muß Vorrechte schonen, auch wenn sie von der Vernunft geächtet sind, und Wucherungen, welche dem gesunden Organismus die Kraft entziehen, dürfen nicht gleich mit Höllenstein behandelt werden. Die Ehrfurcht vor dem Ererbten, vor staubigem Hausrath und wurmstichigem Geraffel hat ihre Berechtigung, und die Pietät fordert es, die Ueberlieferungen einer guten alten Zeit zu schonen, auch wenn sie mit unserer vorgeschrittenen Entwickelung im grellsten Widerspruche stehen! In dieser unseligen Verwirrung der Begriffe, welche die geschichtliche Berechtigung mit dem Rechte des Bestandes verwechselt, gründet jene Halbheit, die sich unter günstigen Sternen vor entschiedener Thatkraft scheut und bei der Ungunst der Verhältnisse rasch erlahmt.

Theobald war den Erschütterungen, welche dieser Umschwung der politischen Beziehungen namentlich auf die Residenzstadt äußerte, längst aus dem Wege gegangen. Der Urlaub, welcher ihm mit auffallender Geneigtheit gewährt wurde, gestattete ihm, Alles aus der Ferne zu betrachten und so der Aufregung einer unmittelbaren Betheiligung zu entfliehen. Am Arme

des Freundes macht er kleine Streifzüge durch Wald und Flur, da Lucian's zunehmende Schwäche weitere Ausflüge verbietet, oder er theilt mit ihm das freundliche Plätzchen unter der Jasminlaube hinter der Mühle. Hier ist die Aussicht auf die Zinken und Schröfen des fernern Hochgebirgs und auf die sanftern, waldbestandenen Vorberge von dem Blätterwerk der Laube wie von einem Rahmen umkränzt. Die Landschaft ist wie in Sonnenglut getaucht. Vorüberziehende Wolken werfen leichte, flüchtige Schatten darüber hin. Das Mühlrad rauscht, und einzelne Wasserfunken stäuben herüber bis an die wildrankende Laube.

„Ich liebe solch ein abgeschlossenes und begrenztes Bild", sagte Lucian mit schwacher Stimme. „Das ist etwas Fertiges und Abgerundetes, das wir mit einem Blicke übersehen und voll genießen können. Weite, endlose Fernsichten wirken in entgegengesetzter Weise erdrückend und beängstigend auf mich. Ich fürchte mich selbst zu verlieren. Und wie mit der Natur, so geht es mit dem Leben. Weder Umgebung noch Erziehung konnten mir einen Geschmack beibringen an großen Verhältnissen und weitreichenden Beziehungen, die wir kaum überblicken, viel weniger zu bewältigen verstehen. Im engern Rahmen läßt sich Alles beherrschen und ordnen und zu harmonischer Gegenseitigkeit bringen. Nichts wird dem

Zufall oder einer eigenmächtigen Laune überlassen; nichts ist uns fremd, sondern Alles anmuthend und heimatlich. Es fehlt nicht viel, Theobald, so möcht' ich lieber hier den Herrn der Mühle als am Hofe den Reichskanzler spielen.

„Insonders", entgegnete Theobald lachend, „wenn Cili die Partie der Müllerin übernehmen würde."

Ohne irgend welche Verlegenheit erwiderte Lucian: „Gewiß, mein Lieber! Und wenn ich nicht bereits eine andere Bestimmung hätte, so würde ich sicher den Versuch, wenn nicht mit der Mühle, doch mit der Müllerin machen."

„Eine andere Bestimmung?" fragte Theobald überrascht.

Ein stoßweiser Husten, der sich in kurzen Absätzen wiederholte, verzögerte die Antwort Lucian's. Als er wieder zu Athem gekommen war, bemerkte er: „Da hast Du die Erwiderung auf Deine Frage! Glaubst Du, ich sei so thöricht und kurzsichtig, daß ich nicht wüßte, wie meine Lebenshoffnungen stehen? Weil ich das sichere Gefühl in mir trage, daß diese Sommertage die letzten sind, die mich noch an diese Welt — ach, an diese schöne Welt fesseln, so kann ich Dir auch ruhig gestehen, daß ich Cili über Alles liebe."

Theobald hatte seine kalte, abgemagerte Hand er-

griffen und schaute ihm voll tiefer Wehmuth in die Augen. „Wie magst Du so tolles Zeug schwatzen!“ erwiderte er, die eigene Befürchtung mühsam unterdrückend. „Es sind die Nachwehen Deiner Winterkrankheit, die sich jetzt erst fühlbar machen. Daß Du liebst, Lucian, war mir längst kein Räthsel mehr; aber daß Dich die Liebe nicht muthiger und hoffnungsvoller macht, will mir Unrecht dünken.“

Lucian drohte dem Freunde mit dem Finger. „Sehe ich, daß Dich die Liebe muthig macht?“ versetzte er. „Nun sind es nahezu acht Tage, daß Du hier weilst, und noch sendest Du nur unnütze Schmachtblicke hinüber zu dem Ulmenbaume, in dessen Schatten sie wandelt und alle Blumen fragt: Liebt er mich? Von Herzen? Mit Schmerzen? Ein wenig? Et cetera, et cetera!“

„Noch weiß ich nicht, ob ich willkommen bin“, versetzte Theobald.

„Das sollst Du wissen, Liebster, denn ich habe Dir's oft genug gesagt.“

„Du wohl, aber —“

„Aber? Soll etwa Friesenecḱ in Gala vorfahren und seine Karte abgeben? Oder soll vielleicht Klärchen, ein weiblicher Leander, über den See schwimmen und ihren Vielgeliebten um Gottes Barmherzigkeit willen

bitten, daß er den Roman da wieder aufnehme, wo er unterbrochen wurde?"

„Spotte nur, Lucian! Du weißt nicht —"

„Ich weiß Alles! Ich weiß, daß ich Dir die Wege geebnet habe, und daß Du nicht länger mehr weder den Gekränkten noch den Verschämten spielen darfst. Es ist Gefahr im Verzuge."

Der Eifer übermannte Lucian in solchem Maße, daß Theobald schon aus Besorgniß um den kranken Freund seinem Drängen nachgab und sich endlich zu einem Besuche bei dem Oberstjägermeister verstand. Kurze Zeit darnach stößt der Nachen vom Ufer, und die Freunde steuern der Landzunge zu, aus deren Buschwerk die zierlich geschnitzten Sparrenköpfe und Giebelkrönungen des Landhäuschens vorspitzen. Dem Wunsche Klara's entsprechend, hatte Lucian Cili überredet, an der Fahrt Theil zu nehmen. Noch war sie nicht im Stande, in gewohnter Weise die Ruder zu handhaben, und auf ihren Wangen lag noch die Bläße der eben überstandenen schweren Fieberkrankheit. Aber die Steuerbohle ließ sie sich nicht streitig machen, und mit sicherer Hand lenkte sie den Kahn durch die kaum bewegte Flut. Lucian's Blicke ruhten mit stillem Wohlgefallen auf ihr, während sie selbst das Auge kaum von dem Ziele ihrer Fahrt abwendete.

Es lag wirklich ein unsagbarer Liebreiz in der Erscheinung dieses Mädchens. Zum städtischen Bürgergewande, dem kurzgeschürzten Röcklein und dem dunklen Mieder mit der reichen Stickerei und der silbernen Schnürkette, trug sie das schmucke grüne Berglerhütchen, das ihr keck über dem Scheitel saß, während die reichen Haarflechten von der Stirn bis tief in den Nacken den Kopf umschlangen. Ihren Zügen fehlte die Feinheit des Schnittes, aber Anmuth und sinniger Ernst verlieh ihnen Zauber. Wie sie so dasaß mit ihrer zierlichen, schlanken Gestalt, den Ellenbogen auf das Steuerruder gestützt, in der warmen Beleuchtung der Nachmittagssonne, bot sie ein reizendes Bild, und Theobald fand den Eindruck, den sie auf den Freund gemacht hatte, völlig gerechtfertigt.

„Sie werden sich über Gebühr ermüden, Cili!" bemerkte er, als die kräftigen Ruderschläge des Schifferburschen den Nachen aus dem richtigen Gleise zu bringen drohten und die Steuernde mit aller Anstrengung Widerstand leisten mußte. „Wollen Sie mit Gewalt wieder ins Krankenstübchen gebannt sein?"

Cili sah ihn groß an und erwiderte: „Keiner thut über Vermögen! Ihr glaubt wohl, Herr, ich sei durch die paar Fiebernächte bresthaft geworden wie eine Pfründnerin?"

Dabei griff sie scharf nach der Ruderstange, und im Nu war das Schifflein wieder in den richtigen Curs gebracht. Nach wenigen Minuten lag es am Strande der kleinen Halbinsel, und die Freunde schritten zu beiden Seiten des Mädchens auf dem gebahnten Kiespfade dem Landhause zu.

Theobald fühlte, wie ihm das Herz unter der Weste pochte. Aber der Empfang Friesenecks's vor der Thür des Hauses war so herzlich und seine Freude an dem Besuche so unverfälscht, daß die Beklemmung schon halb überwunden war, als Klärchen unter der Schwelle erschien. Da sie Theobald unter den Gästen gewahrte, stieg ihr die Glut ins Gesicht, und ihre Schritte stockten. In dem Augenblicke trat Lucian an sie heran, faßte ihre Hand zum Willkomm und stellte sich und seine Begleiter als ein gar seltsames Kleeblatt vor. „Diesen da", bemerkte er, indem er auf Theobald deutete, „haben wir mitgenommen selbst auf die Gefahr hin, daß er, der Gesunde, dem Kranken und der kaum Genesenen den Rang ablaufe."

Klara lächelte und gab nun Theobald freundlichen Gruß. Nach kurzer Zeit war jede Spannung aus dem kleinen Kreise verschwunden, und die unbefangenste Heiterkeit waltete. Mißstimmungen zwischen guten Menschen lösen sich, sobald sie sich die Hand reichen.

Es bedarf nicht der bangen Förmlichkeit der Versöhnung, wenn nicht etwa im Stile des alten Frieseneck, der, das gemeinsame Gespräch unterbrechend, sich plötzlich gegen Theobald wendete, ihm die Hand auf die Achsel legte und mit drolligem Pathos bemerkte: „Wissen Sie, junger Freund, daß ich eigentlich ein alter Esel war? Lass' ich mir da etwas weis machen und traue diesen Spitzwürfelgesichtern mehr als meinen eigenen, gesunden Augen! Sie brauchen nicht roth zu werden, Theobald, weder für sich noch für mich, denn ich komme mit keinem Gnadengesuch. Dazu bin ich zu steif, und ich denke, mit dem Handschlag, den ich Ihnen bot, wird die Sache abgemacht sein. Aber es brennt mir noch was auf der Seele! Kann man in contumaciam verurtheilen, wie Ihr Juristen sagt, so dächte ich, könnte man einem auch in contumaciam wieder die Ehre geben. Was glauben Sie?"

Theobald verstand den Sinn der Frage nicht und war um eine Antwort verlegen. Da fuhr Frieseneck fort: „Sehen Sie, mein Lieber, ich habe nie recht gewußt, was ich aus Ihrem Gönner und Freund, dem Doctor Julian, machen soll. Erst hielt ich ihn für einen Fuchsschwänzer und Vorzimmerhelden, der sich seine Stellung zu erschwindeln wußte; dann für einen genialen Roué und schließlich für einen Jakobiner oder

Sansculotten oder für Beides zugleich, wenn Sie nichts dagegen haben. Obwohl ich diese schmeichelhaften Ansichten weder ihm noch Andern kund gab, sondern sie als mein Separateigenthum für mich behielt, so drängt es mich doch jetzt vor Zeugen zu widerrufen und Abbitte zu thun. Die letzte Situation, in welcher ich den Doctor traf, hat ihn mir in der rechten Beleuchtung gezeigt. Von dem Augenblicke an war ich überzeugt, daß ich auch Ihnen Unrecht gethan. Man zieht gern auf den Menschen einen Schluß aus seiner Umgebung und seinen Freunden."

Der Oberstjägermeister hatte einen Gegenstand berührt, welcher für die beiden Jünglinge gleich anziehend war. Während Lucian dem Gefühle wärmster Verehrung für seinen Erzieher im Allgemeinen einen Ausdruck gab, legte Theobald den meisten Nachdruck auf das Opfer, welches Julian seiner Ueberzeugung brachte, indem er auf jede andere Verwendung im Staatsdienste und auf die Ansprüche verzichtete, welche er aus seiner frühern Stellung als Minister hätte ableiten können.

„Ich fürchte nur", fiel hier Klara ein, „Euch Männer macht die Freundschaft ebenso blind wie die Liebe. Ist das Opfer wirklich so groß, als Sie es rühmen?"

Theobald erwiderte: „In der That, mein Fräulein,

und wohl schon aus dem einen Grunde, weil Julian vermögenslos ist. Es gehört mehr dazu, als wir Jüngern in unserer sorglosen Schwärmerei für „„eine Hütte und ein Herz““ begreifen, dem schönen Schmucke und der anmuthigen Behaglichkeit des Lebens zu entsagen und den Kampf mit dem Bedürfnisse und der Noth wieder von vorn zu beginnen. Julian will es als Schriftsteller versuchen; aber weder sein Wissen noch seine Genialität ersetzt den Mangel eines Namens. Wir leben in dem Zeitalter der berühmten Mittelmäßigkeiten. Der treffliche und gediegene Charakter, der nicht ihre Bahnen geht, hat neun- unter zehnmal die Aussicht zu verhungern.“

„Unser Freund ist ein wahrer Höllenbreughel geworden“, unterbrach ihn Lucian; „was er malt, hat einen Pferdefuß. Ich glaube, Dich hat die Kanzleiluft schwarzblütig gemacht, Theobald, daß Du überall nur Schatten siehst. Welt und Menschen sind doch so übel nicht, und wenn ich auch gerade nicht für berühmte Mittelmäßigkeiten schwärme, so halte ich doch etwas auf ein schönes Mittelmaß. Das verletzt nirgends und befriedigt überall.“

Klara nickte dem Sprechenden beifällig zu, und der Oberstjägermeister meinte, daß die Summe des Schlechten, wenn man sie ziehen könnte, doch immerhin noch

von jener des Guten und Trefflichen auf der Welt überboten werde. Selbst Cili, die bisher schweigend dem Gespräche gelauscht hatte, bemerkte zwischenein, daß die Leute im Grunde ihres Herzens alle viel besser seien, als man glaube.

Der allgemeine Widerspruch reizte. Theobald wollte beweisen, daß seine Ansichten nicht auf bloßer Einbildung beruhten, und warf einige erhellende Streiflichter auf die jüngsten Vorgänge am Hofe. Die Enthüllungen betrübten und überraschten. Zudem fand man es bedenklich, daß ein junger Mann, wie er, am Beginne seiner Laufbahn in den Kreis derartiger Mysterien hineingezogen ward. Der Oberstjägermeister gab der Befürchtung für seine Zukunft einen unumwundenen Ausdruck. Aber Theobald erwiderte:

„Ich bin jung, und meine Stellung ist leichter aufgegeben als die eines Ministers."

„Und was dann?" fiel Lucian ein, nachdem er ihn eine Weile fragend betrachtet hatte.

„Dann", entgegnete Theobald heiter, „dann steht mir erst die ganze Welt offen. Was ich jetzt wegwerfe, kann ich leicht wiedergewinnen. Das Bürgerthum hat noch Raum für etliche Apostaten des Beamtenthums!"

Lucian schwieg und grub mit seinem Stocke Keil-

schriften in den Sand. Der Oberstjägermeister aber zog die Augenbrauen unwillkürlich tiefer herab, und ein leichter Unmuth machte sich in seinen Zügen bemerkbar. Es war ein Gedanke, der beide beschäftigte. Theobald der Staatsdiener, der Embryo eines möglichen Geheimraths, und Theobald der Kleinkrämer, der Schneider oder Schuster! — Man kann wohl eine kleine zierliche Bauerdirne zur Geliebten, aber keinen Bauerjungen zum Freunde haben. Lucian hatte just nicht diesen Gedanken, aber er empfand etwas Aehnliches, während Friesenec der Versündigung gedachte, deren er sich seiner Zeit der Tochter gegenüber am Gothaer Hofkalender schuldig gemacht hatte.

Es gibt Helden, die sich vor einer Spinne fürchten, und helldenkende, unbefangene Köpfe, die — vielleicht nur infolge einer Beule am Schädelknochen — ein lächerliches Vorurtheil nicht überwinden können.

Die Unterhaltung stockte, und eine unbehagliche Pause trat ein. Da deutete plötzlich Klara nach den Bergen. Die entferntern Steinwände glühten im Abendstrahle wie flüssiges Erz, und da und dort tauchte es hinter dem Walddunkel der Vorhöhen wie eine flammende Zunge empor. Die feinen Contouren verloren sich fast in dem Aether, dessen leuchtende,

helle Bläue gegen den Horizont mit zauberhaftem Goldglanze abgetont war.

„Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Mit solchem Trübsinn nicht verkümmern!“

rief Klara und sprach ihr Entzücken aus über jenes wundervolle Schauspiel. „Legt es uns die Flüchtigkeit dieser Erscheinung nicht recht dringend ans Herz“, fügte sie bei, „die sonnigen Augenblicke nicht zu versäumen? Sehen Sie, Bürger Theobald, wie schnell diese Glut verlöscht! Die äußersten Kuppen, diese ernsthaften hohen Häupter, schauen schon wieder drein, als sei ihnen die Bläffe des Gedankens angekränkelt. Ich meine, wir sollen uns hier alle unnützen Gedanken fern halten und nur genießen! Haben Sie schon einen dieser Bergköpfe erstiegen?“

Theobald verneinte es, und alsbald war der Entschluß gefaßt, einen der nächsten schönen Tage zu einem derartigen Ausfluge zu verwenden. Cili erbot sich als Führerin, und selbst der alte Herr entschloß sich zu dem Versuche, wenigstens bis zur Höhe der Alphütte mitzusteigen.

„Und ich“, bemerkte Lucian mit trübseligem Lächeln, „will Euch wenigstens mit meinem Fernrohr und meinen Gedanken das Geleite geben!“

Es war ein freundlicher Sonntag-Nachmittag, als sich die kleine Karawane marschfertig machte. Voran

schritt der Koser-Hannes, ein stämmiger, hochwüchsiger Dorfbursche, der seit Jahren den Sommerfrischlern als Wegweiser und Proviantträger diente und dem jeder Gangsteig nnd jede Gemsfährte auf allen Schröfen und Jöchern der Umgegend bekannt war. Er hatte mit der Herrschaft Erlaubniß einen jungen norddeutschen Arzt mitgebracht, welcher zur gleichen Bergfahrt gerüstet war. Der unverhoffte Reisegefährte ward willkommen geheißen und hatte sich alsbald mit Frieseneck in ein lebhaftes Wechselgespräch vertieft. Theobald schloß mit den Mädchen den Zug. So ward die vorliegende Anhöhe erstiegen und auf deren Platte am Rande einer frischen Bergquelle erste Rast gehalten.

Cili hatte sich nahe dem Abhange auf den Stumpf einer Tanne gesetzt und schaute sehnsüchtig in das Thal nieder. Vor ihr auf dem Schooße lag der grüne Berglerhut, und die dunklen Flechten hingen ledig von dem entblößten Haupte nieder. Ihr Gesicht war voll beleuchtet von den abendlichen Sonnenstrahlen und hatte — vielleicht auch infolge der kaum überstandenen Krankheit — einen feinern, geistigen Ausdruck gewonnen. Unwillkürlich hefteten Clara und Theobald eine Weile sprachlos ihre Blicke auf das schöne Bild. Dann rief erstere:

„Was sinnst Du, Cili?"

„Ich habe Heimweh!" erwiderte das Mädchen.

„Dort unten schimmern die weißen Mauern der Mühle, als ob sie mir winkten. Ich meine, ich höre den Mühlbach rauschen bis herauf!"

„Winkt Dir blos das Haus?" fragte Klara lächelnd. „Du hast Falkenaugen — sieh doch, ob nicht einer auf der Laube steht, der durch ein langes, langes Rohr guckt und ein weißes Tuch flattern läßt!"

Cili ward roth bis an die Wimpern, aber die Farbe wich schnell wieder einer tiefern Bläße. Sie senkte die Blicke und erwiderte: „Ich weiß, wen Ihr meint, Fräulein!" Dann hob sie die flache Hand wie einen Schirm über die Augen, sah scharf hinab und fuhr fort: „Lucian ist weder auf der Laube noch auf der Gräd*). Mir ist bange, daß ihm schlimmer geworden sei. Er hat den ganzen Morgen gehustet, und als er mir Abschied gab, lag seine Hand kalt und feucht wie eine Eisscholle in der meinen!"

„Kehren Sie um, Cili!" bemerkte Theobald sorglich. „Mit dieser Angst und Kümmerniß im Herzen kann Ihnen unsere Fahrt doch keine Freude machen!"

Rasch wendete Cili das Köpfchen nach dem Sprechenden. Auf ihren Lidern lag ein starker Thau; dennoch gewann ihre Miene einen fast heitern, zuversichtlichen

*) Der gepflasterte oder gedielte Randweg am Hause.

Ausdruck, als sie antwortete: „Ich kann Alles verwinden, Herr Theobald. Was ich einmal anfange, das bring' ich zu Ende, und ich weiß auch, wie es ausgeht. Es ist etwas in mir, das mir's leise, aber deutlich sagt, und ich meine oft, andere Menschen müßten es auch hören."

„So will ich hoffen", erwiderte Theobald, „daß Ihnen diese Stimme auch heute nur Gutes weissagt."

Cili wendete die Blicke wieder thalabwärts und sann einige Augenblicke nach. Dann sprach sie halblaut und wie im Traume vor sich hin: „Es klingt nicht klar, und ich versteh' es nur zum Theil. Mir ist, als sei er weit, weit von mir, und doch ganz nahe und — so schön und verklärt! Er reicht mir seine Hand zum Willkomm, und ich zieh' ihn herauf zu mir — sonderbar, ich zieh' ihn wirklich herauf zu mir!"

Sie schwieg und sah vor sich hin. Eine Meise kam auf die Berberishecke zugeflogen, die kaum zwei Schritte von ihren Füßen die gelbblühenden Zweige sonnte. Das Vöglein setzte sich scheulos mitten ins duftige Geäste und fing, dem Mädchen zugewendet, ein fröhliches Gezwitscher an. Cili lächelte, und ein leiser Lockruf wie Vogelstimme drang über ihre Lippen. Dabei rannen ihr aber die Thränen unaufhaltsam über die Wangen.

„Ein seltsames Geschöpf!“ flüsterte Klara und neigte sich näher an Theobald. „Sie liebt wohl Lucian unsaglich.“

„Und Lucian sie!“ entgegnete Theobald, und seine Hand berührte zufällig Klara's Hand. Es durchschauerte ihn, und er hätte sich nicht um den Preis eines Hermelins eines leisen Drucks erwehren können. Es war ihm, da er von des Freundes Liebe sprach, als hätte er das Geständniß seiner eigenen gemacht. Und Klara — sie empfand und verstand den Druck, ohne sich dagegen zu wehren, und zog nur sachte und langsam ihre Hand unter der seinigen hervor.

„Auf, Ihr Mädel! Auf, Bürger Theobald!“ erklang die sonore Stimme des Oberstjägermeisters, und die Karawane setzte sich wieder in Bewegung. Die Sonne war bereits an den Rand des Horizonts getreten, und der beschwerlichere Weg zur Alphütte nahm noch ein Stündchen in Anspruch. Als man das Ziel erreichte, war bereits tiefe Dämmerung eingetreten, und die Sennerin wunderte sich höchlich über die späten Ankömmlinge, um deren Bewirthung sie in Verlegenheit war. Aber Koser-Hannes verscheuchte alle Sorge, indem er seinen wohgefüllten Rucksack entleerte, und es bedurfte nach der Hand seiner ernsten Mahnung, um die jungen Leute endlich zum Schlafgang auf den Heuboden zu

veranlassen. Die Stimmung war eine bewegte und heitere geworden. Der junge Arzt wußte Mannichfaches zu erzählen von seinen weiten Wanderungen; Friesen-eck war in gesegnetster Laune, und selbst Cili verstand sich dazu, ein paar Volksweisen zum Besten zu geben, zu denen ihre liebliche Stimme ganz trefflich paßte. Aber der Weg bis zur Höhe des Grats war noch ein langer, schwieriger und ermüdender, und eine kurze Ruhe war geboten, da der Aufbruch schon alsbald nach Mitternacht erfolgen mußte.

Die Vorsicht war nicht unbegründet, und Klärchen war die erste, die zu ihrem eigenen Verdrusse sich ermüdet fühlte. Die Dunkelheit machte das Steigen beschwerlich und unsicher. Da der schmale Felspfad nicht völlig gefahrlos, so mußte sie sich bequemen, die größte Strecke an der Hand Theobalds zu durchwandern, indessen Cili, des Weges kundig, wie eine Gemse emporklomm und längs des Gewändes hinhuschte.

Die ersten Strahlenbündel der leuchtenden Flamme schossen über die nebelgraue Ebene hin, als die Gesellschaft auf der Höhe anlangte. Es war ein wunderbares Schauspiel, das alle zu lautem Entzücken hinriß. Auch Klara stimmte mit ein, aber es geschah nicht mit jener offenen, zwanglosen Freudigkeit, welche die Freunde an ihr gewohnt waren. Sonst bei gleichem Anlasse

jubelte sie laut auf; jetzt stand sie — an den Bergstock gelehnt — auf der Kante eines verwitterten Felsblocks still und wie verklärt. Ihre Augen waren gen Sonnenaufgang, aber ihre Blicke nach innen gerichtet. Hier lag das Mekka ihrer Wünsche und Hoffnungen. Sie hatte noch immer das Gefühl, als umschlösse Theobald's warme Hand die ihre, fest und doch mit leisem Zittern. Was wiegt alle Herrlichkeit der Welt gegen das eine, große Glück der Liebe!

Die Morgenluft wehte auf der freien Höhe scharf und schneidend. Der junge Arzt machte auf die Gefahr einer Erkältung aufmerksam und mahnte zum Aufbruche. „Wie ist doch Alles so kurz und flüchtig!" bemerkte Klara. „Das Beste ist, daß wir den Genuß nach der augenblicklichen Wirkung, nicht nach der Mühsal wägen, die er uns kostet."

„Armes Fräulein!" erwiderte der Arzt lächelnd. „Ich merke wohl, daß Sie ihre Müdigkeit hinter einer Sentenz verbergen wollen. Aber trösten Sie sich damit, daß es niederwärts, wenn auch beschwerlicher, doch rascher geht als aufwärts."

Klara, die sich in solchen Dingen nicht gern einen Vorwurf machen ließ, wollte eben die Zumuthung der Müdigkeit zurückweisen, als Theobald auf sie zutrat und sich wieder als Stütze anbot. Um seinetwillen

mochte sie sich die ärgerliche Bemerkung gefallen lassen. Als es nun bergab ging, empfand sie auch, daß die Aeußerung des Arztes vollkommen berechtigt war. Sie ging sich mit ihrer allzu leichten Fußbekleidung hart auf dem kantigen Gestein und dem nachlassenden Geröll, und an den abschüssigen Stellen wankten ihr die Kniee. So blieb sie mit Theobald weit hinter den Uebrigen zurück.

Die beiden Nachzügler standen am Rande einer Felsbank von etlichen Fuß Höhe. Der Pfad seitwärts war durch eine sickernde Bergquelle feucht und schlüpfrig geworden, und Theobald rieth zu einem Sprunge. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran und verlockte Klara zu dem ungefährlichen Wagstück, indem er eine Stellung wie ein lebendiges Widerlager einnahm. Lange zögerte sie mit dem Entschlusse; endlich gewann sie den Muth und — lag in seinen Armen. Und diese verrätherischen Arme umwanden die schlanke Hüfte, was eigentlich bei der Gefahrlosigkeit der Lage gar nicht nothwendig war. Klara mußte sich erst besinnen, wie ihr geschah. Sie besann sich lange, so lange, daß Theobald Zeit fand, sie noch fester an sich zu schließen. Er fühlte die Wärme ihres klopfenden Busens, dessen Wallungen zuverlässig nur von dem Sprunge herrührten. Aber er deutete das Alles ganz anders,

wie das bei selbstsüchtigen Menschen in solcher Stellung gewöhnlich der Fall ist. Und als sie nun gar aus unverkennbarer Erschöpfung den Lockenkopf an seine Brust lehnte, um etwas behaglicher auszuathmen, da fing er an und redete in fremden Zungen, wie die Apostel am Pfingstfeste, und das Mädchen hatte alle Mühe, das Kauderwelsch in die einfachen Worte aufzulösen: Ich liebe Dich!

Nun aber ward es beiden, als leuchtete die Sonne heller, als sproßte es aus allen Ecken und Enden aus dem kahlen Gewände, und der eintönige Pfiff des Geiers, der über ihren Häupten kreiste, klang ihnen wie Nachtigallenruf. In der Felsritze wucherte spärlicher Thymian. Theobald pflückte eine der duftigen kleinen Blüten und steckte sie Klara in den Gürtel. „Die Welt ist nirgends so arm und gottvergessen", sagte er, „daß sie nicht Raum böte für Leben und Liebe. Selbst auf kahlem Gestein schlägt der Samen eines Blümchens Wurzel. Dein Liebeswort hat einen heimatlichen Zauber um diese einsame, unwirthliche Höhe gewoben, und nun tausche ich diese kleine Thymianblüte nicht um eine Rose von Kaschmir. Wie nun, Klara, wenn mich das ungewisse Geschick fernhin verschlüge, wenn es mich aus dem Kreise geliebter Menschen und schöner Verhältnisse bannte, würdest Du entsagen und mir folgen können?"

„Ueber Meer und Wüste!" entgegnete sie und umschlang mit beiden Armen seinen Nacken. Ihre Lippen begegneten sich, und der Bergwind, der dem anbrechenden Morgen voranjagte, verflocht sein blondes Haar mit ihren braunen Locken.

Ein Juchschrei klang aus der Tiefe und mahnte die Liebenden, daß der Platz, wo sie standen, zu einer dauerhaften Ansiedelung doch nicht völlig geeignet war. Klara riß sich los und sprang leichtfüßig voran. Ihre Müdigkeit war völlig gehoben; sie hätte fliegen können, meinte sie. Aber Theobald rieth zur Vorsicht und zu einem bedächtigern Schritt, denn sie waren just an der gefährlichsten Stelle angelangt. Ein schmaler Gangsteig von mehreren Klaftern Länge führte das steilabfallende Gewände entlang. Die Höhe zur rechten Hand war unersteiglich, während es links senkrecht niederging in die Klamm, die sich der Bergbach in die Felsen eingegraben. Als sie in den schwindligen Pfad einbogen, gewahrten sie am andern Ende desselben Cili, die auf die Zurückgebliebenen gewartet hatte und ihnen nun lachend mit dem Finger drohte.

In demselben Augenblicke ward ein Geräusch auf der Höhe vernehmbar und einzelne Steine gingen los. Ein Rudel Gemsen zog längs der Gratwand hin. Das anführende Thier bekam die Wandernden in den Wind

und ward flüchtig. Die übrigen thaten ihm nach, und nun ging es in sausender Eile über das mürbe, vielzerklüftete Felsengehänge weg. Theobald drückte sich und Klara an die Wand zurück, damit das abfallende Gerölle schadlos über ihren Häuptern wegfliege.

Auch Cili, mit solchen Abenteuern vertraut, that das Gleiche. Aber ein langsam abrutschender Felsblock fiel senkrecht von der Wand an der Stelle nieder, wo sie stand, und zerborst zu ihren Füßen. Erschreckt fuhr sie zurück. Sie mochte dem Steilrande zu nahe gekommen sein und den Halt verloren haben — Klara sah ihr flatterndes Gewand über dem Abgrunde — ein leiser Angstschrei — der dumpfe Schlag eines fallenden Körpers in der Tiefe — dann wieder die Stille der Bergeinsamkeit, nur von dem klagenden Pfiff des Geiers unterbrochen, der nun über dem Abgrunde seine Kreise zog.

Theobald, von dem Schrecken des entsetzlichen Augenblicks selbst übermannt, hatte alle Mühe, die wankende, halb ohnmächtige Geliebte auf den Füßen zu erhalten und sie den gefahrvollen Weg hinüberzugeleiten. Sie waren kaum an sicherer Stelle angelangt, als ihr die Kniee brachen und sie weinend ins Gras niedersank. Theobald beruhigte sie nur flüchtig und bat sie, seiner Rückkehr zu harren. Dann eilte er dem Arzt und Führer nach, welche sein Ruf alsbald erreichte.

Letzterer hatte nicht sobald die Kunde des traurigen Vorfalls vernommen, als er den Rucksack von sich warf, seitab die steile Lahne mit Blitzesschnelle niederfuhr und zwischen dem Geklüfte verschwand.

„Seien Sie um den Burschen unbesorgt!“ sagte der Arzt, als er bemerkte, wie Theobald über die tollkühne Verwegenheit von neuem Schrecken erfaßt wurde. „Der Koser-Hannes klettert wie eine Gemse und kennt das Gebirge. Zudem ist die Schlucht, wie ich mich bereits überzeugte, weniger tief, als es den Anschein haben mag. Ich hoffe die Sohle leicht zu gewinnen und bitte Sie nur, Fräulein Klara in Ihre Obhut zu nehmen. Mit Gottes Hülfe ist vielleicht noch Rettung möglich!“

Damit schlug er vorsichtig, aber doch mit dem Geschick eines geübten Bergsteigers den Weg niederwärts ein, während Theobald zu Klara zurückkehrte. Sie hatte sich aufgerichtet und lehnte todtenbleich an einer entästeten Wettertanne, gleich der Dryade des absterbenden Baums. Als sie ihn gewahrte, wankte sie ihm einige Schritte entgegen und fiel ihm dann weinend an die Brust.

„O Theobald“, rief sie, „wie nahe liegen sich Himmel und Hölle! Die Erinnerung an den seligsten Augenblick meines Lebens ist mir getrübt für alle Zeit.

Und Lucian, der arme, kranke Lucian! Der Jammer wird den kleinen Rest seines Lebens aufzehren."

Theobald tröstete und wies auf die schnelle Hülfe und die leise Hoffnung des Arztes hin. Er selbst war hoffnungslos, und der Gedanke an den Freund kümmerte ihn fast tiefer als das Unglück des Mädchens. So ward die mäßige Strecke bis zur Alphütte ein wahrer Kreuzweg für die Beiden, und als sie an der Thür des Häuschens den alten Herrn gewahrten, der ihnen mit der heitersten Geberde entgegenwinkte und einen Morgengruß zurief, wirkte der Contrast noch schmerzlicher.

Die Stunde des Harrens dünkte den Freunden eine bange Ewigkeit. Endlich traten Gestalten aus dem Schatten des Laubwaldes, der die Alpentrift umkränzte. Theobald eilte ihnen entgegen. Aus abgefallenem Stangenholz und Tannenreisig hatte der Koser-Hannes eine Tragbahre zugerichtet. In dem grünen Nadelbette lag Cili, blaß, mit geschlossenen Lidern, wie eine Leiche. Die Arme waren über der Brust gekreuzt, und ihre braunen Flechten hingen gelöst zu beiden Seiten der Bahre hinab. Eine äußere Verletzung war nicht bemerkbar, ja kaum ein Riß des Gewandes.

Theobald löste den Arzt in seinem mühseligen Geschäfte ab. Er ging zu Häupten des Mädchens, und

seine Blicke wichen nicht von ihrem Gesicht, das von keinem Schmerzenszug entstellt war. Von Zeit zu Zeit kam es ihm vor, als bewegten sich ihre Lippen.

„Sie ist nicht todt“, flüsterte er, und der Arzt erwiderte: „Noch nicht, aber ich fürchte — bald!“

Als der kleine Trauerzug an der Hütte anlangte, waren bereits die möglichen Vorkehrungen getroffen, und Cili fand ein weicheres Lager auf dem Kreister*) der Sennerin. In Zwischenräumen hob sich ihre Brust und ihr Mund öffnete sich, wie Athem schöpfend. Auf die Bitte des Arztes hin hatten sich alle aus der Hütte entfernt, und so stand er allein an dem Bette, nach all den vergeblichen Versuchen auf ein letztes Mittel sinnend, um das entfliehende, kaum entknospete Leben zurückzubannen. Die schmerzliche Erregung, welche der Miene des wackern jungen Mannes abzulesen war, galt der Ohnmacht der Wissenschaft, für die er so sehr schwärmte, gegenüber einem unverrückbaren Verhängniß. Noch einmal netzte er die Schläfe des Mädchens mit der stärkenden Essenz, die er stets bei sich führte. Er beugte sich zu ihrem Munde nieder und hauchte ihr den eigenen Athem ein, während seine Hand auf ihrer Brust lag, um den Versuchen des Athemholens durch

---

*) Bett.

geschickte Bewegung nachzuhelfen. Da zuckte es wirklich wie wiederkehrendes Leben durch den Körper. Ein leises Röcheln ward hörbar — Cili schlug die Augen auf, und ihr Blick haftete starr und glanzlos auf dem Arzte.

Freudiger Hoffnung voll eilte dieser an die Thür und rief Theobald herein. „Ich gebe ihre Rettung nicht auf", bemerkte er, indeß er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Sorgen Sie für frisches Wasser und Tücher zu Umschlägen."

Noch schwebte ihm das letzte Wort auf den Lippen, als es wie der Sprung einer Saite vom Bette her klang. Im nächsten Augenblicke drang ein Blutstrom aus Cili's Munde, dunkel und unstillbar. Ihre Augen brachen und die Wimpern senkten sich sachte bis zum Stern drüber hin. Noch dauerte die Blutung eine kleine Weile fort — die letzte Kunde des verklingenden Lebens; dann lag der Tod auf ihren Zügen.

Trotz aller Zacken und Vorsprünge des Felswand war sie wunderbarer Weise ohne irgendwelche sichtbare Verletzung auf eine feinkiesige Sandbank niedergestürzt; aber die heftige Erschütterung hatte ihr, wie der Arzt alsbald vermuthete, ein Blutgefäß zersprengt.

„Die Dirn ist woltern*) zu fein gewest für unsereins und dächten**) zu g'ring für herrische Leut. Da hat ihr unser Herrgott aus der Zwieschlächtigkeit herausgeholfen!" sagte der Koser-Hannes, als er an das Lager der Todten getreten war, und machte das Kreuz über sie. Dann wischte er sich mit den Schößen der Lodenjoppe die Thränen weg, die ihm über die Backen liefen, nahm eine glühende Kohle vom offenen Herd und steckte die Pfeife wieder an, die ihm ausgegangen war, als er von der Lahne niederfuhr.

Die Sennerin aber schob den Laden zurück und öffnete das kleine Guckfensterchen an der Seite des Kreisters, damit nach ihrem Glauben die Seele der Gestorbenen ausfliegen könne.

Da fiel ein warmer, voller Sonnenstrahl auf Cili und umflocht ihr Haupt mit einem Glorienschein!

---

*) Wohl.

**) Doch, dennoch.

Sechstes Kapitel.

Die Vorsehung behält sich die
Ueberraschung bevor.
H. König, Aus dem Leben.

Frieseneck hatte mit Klara und dem Führer unmittelbar nach dem schmerzlichen Ausgange dieser Katastrophe die Thalfahrt angetreten. Er übernahm es, die Vorkehrungen zur Abholung der Leiche Cili's zu treffen, während Theobald auf Klara's Bitte zurückblieb. Es war ihr ein unheimlicher Gedanke, die Todte allein zu wissen, gleich als ob sie auch jetzt noch eines freundlichen Schutzes bedürfe.

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihr trauriges Wächteramt theile", bemerkte der junge Arzt. „Die Verpflichtung, hier auszuharren, läge ohnedies vor allen mir ob."

Theobald errieth die wohlmeinende Absicht und

war für das Anerbieten herzlich dankbar. So willig er dem Wunsche der Geliebten nachkam, war es ihm doch eine harte Aufgabe, hier oben einsam auszuharren, während ihn nach all den Ereignissen gerade jetzt die Sorge für den kranken Freund fortdrängte.

Die jungen Männer, beide müde und erschöpft, suchten sich einen Ruheplatz aus im Schatten eines nahestehenden Ahornbaums. Bildete auch anfangs der tragische Vorfall, seine Veranlassung und seine Folge den ausschließenden Inhalt ihres Zwiegesprächs, so stellte sich doch allgemach das Bedürfniß zerstreuender Unterhaltung ein. Sie begegneten sich in der Absicht, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Nach einer Weile fragte der Arzt: „Sie sind Jurist, mein Herr?"

Als Theobald die Frage bejahte, fuhr er fort: „Ich war für die gleiche Fachwissenschaft bestimmt, sprang aber gegen den Willen meines Vaters schon im ersten Jahre ab. Es ist doch ein trockenes, unlohnendes Studium um diese Pandekten und Institutionen — meinen Sie nicht auch?"

„Das sind nur die Propyläen der Wissenschaft!" klang die Antwort. „Wir haben uns wohl mit zahllosen Formeln herumzubalgen, dem Lernenden wird dieses aber kaum irgendwo erspart sein."

„Ich gebe das zu", versetzte der Arzt, „aber ich glaube, daß mir nach Ueberwindung der Form auch das Wesen nicht zugesagt hätte. Es widerspricht so Vieles in dieser Wissenschaft den naiven, menschlichen Anschauungen, und eine große Zahl von Rechtsgrundsätzen spricht wenigstens scheinbar dem natürlichen Rechtsgefühle Hohn!"

„Dieser Schein", erwiderte Theobald, „weicht vor dem halbwegs geläuterten juristischen Verständnisse. Vielleicht ist keine Wissenschaft, mit Ausnahme der Mathematik, so unerbittlich an die logische Folgerichtigkeit gefesselt als gerade die Jurisprudenz. Die Schlüsse, welche die Medicin und ihre Hülfswissenschaften von Erscheinungen auf Erscheinungen ziehen, gründen, zum Theil wenigstens, nur auf einer muthmaßlichen Nothwendigkeit. Der Philosophie wird es schwer, in dem Labyrinthe ihrer transscendentalen Forschungen den Faden zu gewinnen, der sie zur Thatsache wieder zurückführt. Der Jurist dagegen kann das Gebiet der thatsächlichen Erscheinung gar nie verlieren. Die Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen muß sich durch die Wirklichkeit erproben, ehe sie feststeht. Und wo die Logik an der Grenze alles Menschlichen auch ihre Grenze findet, da darf er allein von dem höchsten Menschenrechte — der Autonomie — Gebrauch machen."

„Hat Sie die Praxis nie mit einem Hohne auf Ihre geistreiche Theorie überrascht?“ entgegnete der Arzt lächelnd.

„Irre ich nicht“, antwortete Theobald, „so sprachen wir von der Wissenschaft als solcher. Der richtigste Grundsatz kann in der Wirklichkeit eine falsche Auslegung oder Anwendung finden.“

„Vielleicht doch nur deshalb“, fiel hier der Arzt lebhaft ein, „weil er mehr im Boden des abgezogenen Denkvermögens als in der Wesenheit wurzelt. Darin liegt aber gerade der Werth und Vorzug und zugleich der hohe Reiz der medicinischen Wissenschaft, daß die Gegenstände ihrer Forschung zugleich die sinnlichsten und die höchsten sind. Sie beschäftigt, wie Goethe sagt, den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Ihre untersuchende Thätigkeit umfaßt Alles — vom todten Steine bis zur vollendetsten Erscheinung des Lebens, und ihr letztes Ziel ist die Erforschung jenes größten Geheimnisses — der Wechselwirkung von Körper, Psyche und Geist. Zwar sind wir ewig abhängig von den festen Gesetzen und dem unbeugsamen Willen der Natur und müssen auf das „„höchste Menschenrecht der Autonomie““ verzichten, dagegen ist unsern Forschungen auch keine Grenze gesetzt, und unser Wissensdrang findet ein unerschöpftes

und unerschöpfliches Material. Unser Schatz mehrt sich mit jeder Stunde, mit jedem Tage treten wir den Mysterien der Schöpfung um einen Schritt näher."

„Um es am Ende gehn zu lassen, wie's Gott gefällt!" ergänzte Theobald mit einem leisen Anflug von Ironie.

Der Arzt warf einen unmuthigen Blick auf ihn und schwieg einen Augenblick. Dann entgegnete er: „Für gewisse Fälle, mein Herr, reicht freilich auch unsere Wissenschaft nicht aus. Den Blutstrom, der über die Lippen unserer schönen Todten quoll, hätte sie nicht zurückzuleiten vermocht. An der Marke des Lebens wird jede Schulweisheit zu Schanden, und unser ganzes Latein erschöpft sich in den zwei verhängnißvollen Worten: Non possumus!"

Theobald schwieg betroffen. Auch hier klang ihm wieder das Schibboleth entgegen, das unaussprechbare das unsern Weiterschritt hemmt, wie die Furt des Jordan den Flüchtigen Ephraims!

Das Zwiegespräch der jungen Männer erlitt eine Unterbrechung. Endlich erschienen am Rande der Plattform, deren Mitte die Sennhütte einnahm, die Männer, welche Cili's Leiche in das Thal trugen. Theobald und der Arzt gingen voran, um das traurige Bild nicht beständig vor Augen zu haben. Der beschwerliche

Weg abwärts konnte nur langsam zurückgelegt werden, und als die Thalsohle erreicht war, dämmerte bereits der Abend. Es war eine erschütternde Scene, als die Müllerin, das starke, herzhafte Weib, mit einem jähen Schrei zusammenbrach, da man ihren todten Liebling vor dem Hause absetzte.

Theobald eilte zu dem kranken Freunde. Man hatte Lucian vorläufig nur eine leichte Verletzung Cili's vorgespiegelt, aber schon diese Kunde genügte, ihn in fieberhafte Erregung zu versetzen. Klara war an Stelle seiner kleinen Freundin tröstend und beruhigend ihm zur Seite geblieben, bis ein leichter Schlummer seine Lider schloß. Als Theobald in das Zimmer trat, flüsterte sie ihm leise zu, er möge doch den Arzt, der noch ordnend und rathend im Hause weilte, herübersenden, denn ihr scheine Lucian sehr krank.

Ihr Scharfblick hatte sie nicht getäuscht.

„Es ist Gefahr im Verzuge", bemerkte der Arzt, nachdem er den Schlummernden lange theilnehmend betrachtet und auf seine Brust geneigt die kurzen Athemzüge belauscht hatte. „Senden Sie augenblicklich eine Depesche an jene, die dem Kranken nahe stehen!"

Der Graf und die Gräfin von La Rochelle stiegen an dem bescheidenen Gasthaus zum Seefräulein aus,

wo sie Theobald des andern Tags erwartete und empfing. Er hatte die ärztliche Weisung befolgt, und Lucinde, von banger Ahnung ergriffen, war mit ihrem Entschlusse augenblicklicher Abreise bei dem Grafen durchgedrungen.

Als sie das Gereut der Mühle betraten, ließ sich La Rochelle in zürnenden Worten aus. Er schalt die Müllerin rücksichtslos, weil sie nicht um des Kranken willen Räder und Gewerke stehen ließ.

„Sie hätten ihr füglich jede Entschädigung zusichern können“, bemerkte er unwillig zu Theobald, „ohne sich mit der Haftung hierfür einer Gefahr auszusetzen.“

„Ich würde es auch trotz dieser Gefahr gethan haben, Erlaucht“, entgegnete Theobald gereizt, „aber Lucian's ausdrücklicher Wille hinderte mich daran. Er ist an das gleichmäßige Geräusch so gewöhnt, daß ihn die wirklich versuchte Unterbrechung desselben verletzte. Jede auffallende Rücksicht weckt seine Befürchtungen, und der Arzt band es uns auf das Gewissen, ihn auch nicht durch den leisesten Schein der Gefahr zu beunruhigen.“

„Mein Sohn scheint sich sehr in die bäuerliche Atmosphäre eingelebt zu haben“, versetzte der Graf mit gesteigertem Unmuthe. „In den Cirkeln der Residenz erzählt man sich selbst einen kleinen Liebesroman, in

welchem eine hübsche, rothbäckige Bauerdirne nicht ohne Glück debütiren soll. Haben Sie vielleicht die Regie des anmuthigen Schwankes übernommen?"

Die letzten Worte waren laut genug gesprochen, daß man sie auf einige Schritte Entfernung vernehmen konnte. Als La Rochelle dabei den zu Boden gehefteten Blick hob, gewahrte er an der Schwelle des Hauses einen Mann, auf dessen Erscheinung er im Augenblicke nicht gefaßt war. Er grüßte mit auffälliger Befangenheit, und Doctor Julian erwiderte mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes. Dann trat dieser an Lucindens Seite.

„Sie hier?" fragte die Gräfin mit zitternder Stimme, und eine leichte Röthe flog über ihre Züge, die in den letzten Monaten an jugendlicher Frische Unersetzliches verloren hatten. Nach ehrerbietigem Gruße erwiderte Julian:

„Ich habe zwischen meines Freundes Theobald Zeilen gelesen und konnte meine wachsende Sorge nicht mehr bewältigen. Als ich gestern Abend hier anlangte, fand ich zu meinem großen Schmerze die Befürchtung begründet."

„Ist Lucian so schwer krank?" entgegnete die Gräfin, indem sich ihre kaum getrockneten Augen wieder mit Thränen füllten.

„Die Katastrophe des vergangenen Winters hat sich heute Mittag wiederholt", sagte Julian. „Eine heftige Gemüthserschütterung, vor der ihn die liebevollste Sorgfalt nicht wahren konnte, gab den Anlaß. Krankheitsrückfälle sind immer gefährlicher Natur, und ich bitte, gnädige Frau, diese Gefahr durch eine zu heftige Kundgebung Ihres Schmerzes nicht zu vermehren."

Dann ersuchte er die Ankommenden, der Einladung der Müllerin zu folgen, welche die Gäste in die Baumannsstube geleitete, bis Lucian zu deren Empfang gehörig vorbereitet war. Die große, stattliche Frau, die sonst in allen Fährlichkeiten des Lebens den Kopf hoch trug und sich nicht leicht von einem Schlage betäuben ließ, war so gewaltig ergriffen, daß sie in lautes Weinen ausbrach, während sie den Eingetretenen die Hand zum Willkomm bot. Lucinde deutete das allein auf die Theilnahme für ihren eigenen Sohn, und die schlichten Trosteswortte der selbst so ganz untröstlich Scheinenden wirkten erwärmend und beruhigend auf sie.

Da öffnete Theobald die Thür und lud den Grafen und seine Gattin ein, ihm in das Krankenzimmer zu folgen. Sie traten ein. Zu Häupten des Bettes saß Julian und hielt die Hand des Kranken in der seinigen. Lucian hatte eine halb aufgerichtete Stellung einge-

nommen; sein Haupt war auf die Brust gesunken. Das volle, dunkle Haar fiel über die Stirn herein und warf einen grauen Schatten auf die farblosen, blutleeren Wangen und die weißen Schläfe mit den durchscheinenden Adern. Sein Athem ging schwer.

Bei dem Geräusch, das die Eintretenden verursachten, hob er langsam das Haupt. Als er die Mutter erblickte, entzog er Julian die Hand, streckte sie ihr entgegen und versuchte zu lächeln. Lucinde überwand sich wunderbar. Sie vermochte es, mit jenen gedämpften Tönen, die selbst dem Ohre des Kranken schmeicheln, von der Freude des Wiedersehens zu sprechen, während sie in den Zügen des geliebten Sohnes die Handschrift des Todes las.

La Rochelle, welcher bis dahin die Gefahr für nicht so dringend hielt, vermochte seine Erschütterung weniger zu bemeistern. Als er Lucian bewillkommt hatte, wandte er sich rasch ab und trat an das Fenster. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war von jeher ein gemessenes, und dem selbstsüchtigen Manne, der die Leidenschaft über die Liebe setzte, fehlte Verständniß und Empfindung für Familienglück. Aber Lucian war doch sein Kind, der einzige Erbe seines Namens, der letzte Sprosse eines alten Geschlechts, dessen halb erloschener Glanz gerade durch ihn und seine glückliche

Verbindung mit dem Hause Thalheim und Dornberg wieder zu verjüngter Herrlichkeit gelangt war.

Julian, welcher mittlerweile seinen Platz am Lager des Kranken an Lucinde abgetreten hatte, ging mit leisen Schritten anf ihn zu. Er hätte Mitleid mit ihm gehabt trotz allen Hasses; denn er gewahrte den zuckenden Schmerz in seinem Gesicht und das nasse Auge, dessen er ihn kaum für fähig gehalten. Aber die letzten Worte, die der Graf zu Theobald gesprochen, klangen ihm noch im Ohre.

Es gibt Männer, die sich in Augenblicken, wo sie das Recht eines sittlichen Entscheides zu haben glauben, jeder empfindsamen Regung schämen und sie selbst mit Gewalt unterdrücken. In solchen Momenten gilt ihnen das Mitleid als eine Versündigung am Moralgesetze. Sie erheben sich über ihre eigene Gefühlsstimmung aus Grundsatz, und ihre Härte kennt dann nur den todten Buchstaben des Rechts, nicht aber das lebendige Wort mildernder Gründe.

Julian gehörte zu dieser Gattung. Er verleugnete unter Umständen nichts entschiedener als die angeborene Weichheit seines Gemüths.

Nachdem er La Rochelle einige Augenblicke von der Seite betrachtet hatte, berührte er ihn leicht am Arme. „Ich störe Sie in ihren Gedanken, Erlaucht", bemerkte

er leise, „aber ich muß Sie um Ihre Geleitschaft und Ihr Gehör bitten. Es handelt sich um eine höchst dringende Angelegenheit, die noch vor Eintritt einer möglichen Katastrophe bereinigt sein muß!"

Damit wandte er sich gegen die Thür. Ohne ein Wort der Erwiderung folgte ihm der Graf in die Hausflur und über die Treppe in den Oberstock.

Die Treppe mündete in einen breiten, lichten Quergang, zu dessen beiden Seiten die Gelasse des stattlichen und geräumigen Hauses hinliefen. Dieser „obere Gang" führte unmittelbar zur Laube, gegen welche er durch eine doppelflügelige Glasthür abgeschlossen war. Von dieser erhielt er das Licht und bildete sonst selbst einen kühlen, wohnlichen, von den Sommerfrischgästen gern benutzten Raum.

Jetzt war die Glasthür durch ein schwarzes Tuch verhangen, das nur an einzelnen brüchigen Stellen der Tageshelle Einlaß gewährte. Die gelben Flämmchen etlicher Wachskerzen warfen matte, ungewisse Lichtstreifen in das Halbdunkel der Flur, in deren Mitte auf der von blühendem Goldlack und Rosmarinstöcken umstellten Bahre das „Todtenbret" mit der Leiche Cili's aufgerichtet war. Ein scharfer Geruch von Wachs und Blumen durchräucherte den Raum.

La Rochelle blieb betroffen am Treppenausgange

stehen. „Was soll das?" fragte er Julian, und seine Stirn zog sich in Furchen.

Wortlos trat dieser an das Todtenbret und hob das übergebreitete Tuch ab, daß der Lichtschein gerade auf das schneeweiße Gesicht des Mädchens fiel. Dann wandte er sich gegen den Grafen und erwiderte: „Erlaucht, das ist die rothbäckige Bauerdirne, welche in Lucian's Liebesroman so glücklich debütirte."

Nur für einen Augenblick verlor La Rochelle die Farbe und die Besonnenheit. Der nächste fand ihn wieder kühl und überlegt. „Ich bin kein Freund des Bühneneffects, Doctor!" entgegnete er leichthin und schickte sich an, diesen unerquicklichen Schauplatz wieder zu verlassen.

Julian war indeß an ihn herangetreten, faßte ihn am Arme und zog ihn, ehe er noch die erste Treppenstufe erreicht hatte, wider Willen zurück. „Graf La Rochelle", sagte er mit erhobener Stimme, „Sie werden mir angesichts einer Leiche keine Komödie zutrauen. Wenn ich Sie zu dieser Todtenschau veranlaßte, geschah es nicht um jener trivialen Ungebühr willen, deren Sie sich dieser Verklärten gegenüber schuldig machten. In ihrem Namen erlasse ich Ihnen den Widerruf. Aber ich fühle mich verpflichtet, Ihnen gerade an dieser Stelle, vor diesem castrum doloris eine Aufklärung zu geben.

In der That, Herr Graf, dieses Mädchen war es, welches mit seiner Liebe in die letzten Lebenstage Lucian's Rosen flocht. Daß eine magische Kraft die beiden jungen Herzen aneinander kettete, darf Sie nicht Wunder nehmen. Solche Stimmen der Natur sind nicht selten. Sie, den Ueberlebenden, darf ich auf eine gewisse Aehnlichkeit der Züge aufmerksam machen, welche Sie diesem Mysterium näher führen wird. Prüfen Sie selbst, Graf La Rochelle! Der Tod hat hier ein Wunder gewirkt — die Schwester Lucian's ist unverkennbar!"

Bei diesen Worten hatte er eins der Wachslichter ergriffen und beleuchtete das Antlitz Cili's, welches nunmehr, nachdem die vollere Blüte des Lebens abgestreift war, in der That durch eine Familienähnlichkeit mit Lucian den schärfern Blick überraschte.

„Was wollen Sie mit dieser Phrase?" erwiderte der Graf, indeß seine Rechte nach der Brüstung suchte. Er bedurfte einer Stütze.

„Es ist die Tochter der schönen Marianne, Erlaucht!" entgegnete Julian kalt und bestimmt.

Eine längere Pause trat ein. Das Gesicht La Rochelle's überzog eine fahle Blässe. Sein Haupt sank langsam auf die Brust nieder. Da ergriff Julian noch einmal das Wort:

„Mit diesem jungen Leben wird das letzte Geheimniß

Ihrer Geschichte zu Grabe getragen, in welches mich Zufall oder Verhängniß einweihte. So wenig Cili je mehr einen Anspruch auf Legitimation erheben wird, so wenig haben Sie je mehr eine Beeinträchtigung Ihrer Seelenruhe von mir zu befürchten. Ich denke, unsere Wege durchkreuzen sich von jetzt ab nie wieder. Nur eins erbitte ich noch von Ihnen, Herr Graf! Ueber Ihrem einzigen Sohne schweben bereits die Schatten des Todes. Vergällen Sie ihm nicht die letzte Lebensneige durch eine unfreundliche Mahnung an die Bauerdirne!"

Damit wandte er sich der Treppe zu und überließ den Grafen seinen Betrachtungen.

Der Tag ging zur Rüste. Als der nächste Morgen zu grauen begann, hatte Lucian bereits den letzten Kampf gekämpft. Die Befürchtung des Arztes verwirklichte sich schneller, als dieser selbst vermuthete.

So lagen zwei Leichen im Hause der Müllerin — der erbberechtigte Sohn und die natürliche Tochter des Grafen von La Rochelle. In einer Anwandlung von Gewissenhaftigkeit hatte dieser der Gattin gegenüber das Geständniß seiner Schuld abgelegt, nachdem er aus dem Munde der Müllerin über Cili's Herkunft und Schicksale bestätigende Gewißheit erhalten hatte.

Lucinde ward kaum davon bewegt. Für sie war

die Untreue des Gatten aus andern Erfahrungen kein Geheimniß mehr, und der Tod ihres einzigen Kindes beschäftigte ihre Seele ganz und ausschließend.

Als der Graf Vorkehrung getroffen hatte, daß Lucian und Cili von einer Gruft umschlossen würden, freute sie sich darüber, nicht weil er bei der Schwester, sondern bei der Geliebten ruhen konnte.

Vom Grabe des Sohnes weg bestiegen die Aeltern den Wagen, der sie wieder in die Stadt zurückführte. Doctor Julian war schon am Tage nach Lucian's Tod abgereist. Er wollte der Gefahr einer weitern Berührung mit dem gräflichen Ehepaar so rasch als möglich entrinnen.

So blieb Theobald allein zurück. Trotz der Nähe der Geliebten ward ihm diese Einsamkeit alsbald unerträglich. Jeder Blick und Tritt gemahnte ihn an den unersetzlichen Verlust seines theuern Pylades und vergällte ihm den Genuß. Das reifte nach wenigen Tagen seinen Entschluß, sobald als möglich heimzureisen, obwohl sein Urlaub kaum zur Hälfte abgelaufen war.

„Ich hole den Rest nach!“ flüsterte er Klara zu, als er ihr sein Vorhaben gestanden hatte. „Wie könnte ich unter der Last meiner gegenwärtigen Empfindungen das Glück meiner Liebe so unverkürzt genießen, als ich

es verlange! Ich komme wieder, mein Herz, wann diese herbe Wunde, wenn auch nur oberflächlich, vernarbt ist."

Diese Versicherung glättete die Falten wieder ein wenig, welche Theobald's Mittheilung auf der Stirn Klara's hervorgerufen hatte. Dennoch wischte sie sich heimlich eine Thräne aus dem Auge, als sie des andern Morgens am Fenster saß und über die vom Frühwinde bewegte Seefläche hinwegsah. Noch waren die Furchen erkennbar, die ein davoneilender Kahn im Wasser zog.

Frieseneck ging im Zimmer auf und nieder. Er hatte die brennende Cigarre weggelegt, die ihm nicht mehr munden wollte, wie gewöhnlich. Von Zeit zu Zeit blieb er wie nachdenkend stehen und rieb sich das Kinn. Endlich unterbrach er das Stillschweigen und bemerkte:

„Eigentlich — was hätte es denn dem Jungen verschlagen, wenn er noch einige Tage geblieben wäre? Er würde sich und uns die schweren Stunden erleichtert haben, die sich jedem erschütternden Wechsel der Dinge anreihen. Aber da fährt er hin, unbekümmert um die Zurückbleibenden, die da sehen mögen, wie sie mit sich selber zurecht kommen. Es war doch verdammt eigennützig und selbstsüchtig von dem Menschen, daß

er uns gerade jetzt so ohne Noth verließ. Meinst Du nicht, Klara?"

Im Grunde genommen meinte das wohl Klara auch, aber dennoch drängte sie es, den Geliebten zu vertheidigen. „Ich glaube, daß ihn der Tod des Freundes gewaltiger erschüttert hat, als wir vermuthen", entgegnete sie. „Es gibt Zustände, in denen wir so wenig befähigt sind, Trost zu spenden, als zu empfangen."

„Wohl, mein Kind", versetzte der Oberstjägermeister. „Mir kommt es eben nur so vor, als ob ich Alles überwinden könnte, um guten Menschen eine Freude zu machen."

„Das thut Theobald auch!" fiel Klara lebhaft ein.

Der alte Herr blieb stehen, sah das Töchterchen blinzelnd an und erwiderte: „Möglich, Klärchen, aber mir scheint er doch einer von jenen Hartköpfen zu sein, die sich selbst von denen, die sie lieben, in nichts bestimmen lassen. Versuch's einmal, ihm die Pläne aus dem Kopf zu jagen, über denen er gerade jetzt brütet!"

Klara antwortete nicht, aber ein selbstzufriedenes Lächeln spielte um ihre Lippen. Es ging dem Oberstjägermeister wie allen Vätern, die mit ihren Rathschlägen bei den Töchtern gewöhnlich etwas zu spät

kommen. Gerade dieses Thema hatte sie mit Theobald des Langen und Breiten besprochen, und sein Wort bürgte, daß er keinen unbedachten Entschluß fassen werde, der für ihre Liebe gefahrdrohend sein könnte.

Die Jugend ist verschwenderisch mit ihrer Hoffnung wie mit ihrem Vertrauen!

Siebentes Kapitel.

Wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein.
Goethe, Meisters Wanderjahre.

Im Laufe der paar Wochen, während welcher Theobald entfernt war, hatte sich der Umschlag in der Residenz vollendet. Mit männlicher Entschiedenheit hatte die Fürstin die Zügel der Regierung in die Hand genommen und lenkte sie im Sinne ihrer Partei. Sander hörte die Beichte des Fürsten, der, von seinen milden Ansichten über menschliche Verirrungen überrascht und gerührt, ihm die violettenen Domherrnstrümpfe huldvollst gewährte.

Selbst der Hofmarschall von Kalb stand wieder in vollen Gnaden, und Herr von Schimmelbein erwartete jede Stunde die Wiederberufung an die Spitze des Finanzministeriums.

Den erfolgreichsten Handstreich aber hatte der neue Ministerpräsident Freiherr von Luchsberg gewagt, indem er die freisinnige Kammer auflöste und eine Neuwahl der Landesabgeordneten veranlaßte. Allenthalben und mit aller Macht rüstete sich der Klerus zum Wahlkampfe, und bei den Mitteln, welche ihm Kanzel und Beichtstuhl boten, konnte er sich auch im voraus des sichern Siegs rühmen.

In all diese Zustände, die er ungemein trostlos fand, mußte sich Theobald fügen. Er hatte Klara sein Wort verpfändet, daß er ausharren wolle, bis bessere Tage aufgingen. Nun wollte er auch sein Versprechen einlösen, aber er that es ohne alle Freudigkeit. Ihn peinigte der Gedanke, daß durch die Beziehung zu einem Mädchen die schöne männliche Freiheit seiner Bewegung gehemmt war. Er litt unter dem herben Widerspruche seines Herzens mit seinen Grundsätzen und fand zudem keine freundliche Seele, die ihm rathend und bestimmend zu Hülfe kam.

Julian war unzugänglich. Er hatte sich von allem öffentlichen Wirken zurückgezogen und in eine Arbeit vertieft, welche keine Störung litt. Justus befand sich mitten in der Ausführung seiner großen Pläne, die ihn völlig beanspruchten. Meister Ebenstreit aber fühlte sich selber zu gedrückt und verstimmt, als daß er die

Wolken auf der Stirn des Neffen hätte gewahren und verscheuchen können. Ihn kümmerte der politische Umschwung weniger als die gewaltigen Wandlungen, die sein eigenes Haus und sein Gewerke erfahren mußten, seit er beide an Justus übergeben hatte.

„Ei du meine Güte!" bemerkte er zu Theobald, als sie eines Tags zwischen Licht und Dunkel ohne Zeugen beisammen saßen und die Sprache auf den Gegenstand kam. „Er treibt's hier wie in allen Dingen! Die Landstraß' ist ihm zu glatt; er muß einen holperigen Fußweg einschlagen, der ihn schneller zu Gant und Schand bringt. Hat nicht mein Handwerk einen goldenen Boden gehabt? Fort mit Schaden, und auf Sand gebaut, sagt der Justus. Hast Du die Baracke gesehen, die er draußen am Quai aufführt?"

„Es wird ein stattlicher Bau werden", entgegnete Theobald. „Das Gießhaus ist bereits vollendet, und Ihr hättet gewiß Eure Freude daran, lieber Oheim, wenn Ihr Euch die Einrichtung nur einmal beschauen wolltet."

Der Rothgießer hieb mit beiden Armen in die Luft, schob das Hauskäppchen von einem Ohr zum andern und erwiderte zornig: „Soll mich Gott strafen, wenn ich einen Fuß über die Schwelle setze! Kostet ihm der respective Plunder jetzt schon an die achttausend Thaler

und bis es zum Hebwein kommt, hat er Kapital und Zins verjuckt, so wahr ich Hans heiße!“

Besänftigend versetzte Theobald: „Ihr seht doch wohl zu trüb, Oheim. Justus hat die Sache genau überlegt und berechnet. Das Besitzthum allein wird ihm Credit verschaffen, wenn er dessen zum Beginne des Gewerks selbst bedarf. Es ist die erste und einzige Kunstgießerei im Lande, und jetzt schon, da kaum das Haus unter Dach, ist die Aussicht auf bedeutende Bestellungen geboten.“

„Kunstgießerei!“ erwiderte der Meister höhnisch. „Natürlich, das Handwerk ist gemein und der Rothgießer ein Lump gegen den Kunstgießer. Hoch hinaus und über die Firste weg — das ist jetzt die Losung unserer Jungen. Das Haus in der Wallgasse ist zu altmodisch, die Kundschaft zu solid und der Profit zu ehrbar für den Herrn Justus. Der Gewinn muß an die Tausend gehen, sonst heißt es ein Frettergeschäft. Daß zehntausend dabei verleppert werden, wird nicht auf die Rechnung gesetzt. Man kann ein freisinniger Mann sein und dem Fortschritt huldigen, und ich thu’s auch, Theobald, so hart mir’s ankommt. Aber wer den Berg hinaufläuft, verliert den Athem, und der Sperling auf der Hand ist mir lieber als die Taube auf dem Dach. Allzu hoch macht schwindlig, und auf

die Seilspringer halt' ich nicht viel — es sind zumeist Gauner. Ich will das Alles nur respective gesagt haben, verstehst Du?"

Theobald that so, als verstände er es, um den alten Herrn nicht weiter zu erzürnen, aber insgeheim beneidete er den Bruder, der für seine Unternehmungen ein großes, weites Feld ausgesteckt hatte und die Vorkehrungen zu Einrichtung und Betrieb eines ausgedehnten Fabrikgeschäfts mit Umsicht und Ausdauer traf.

Kaum ein Viertelstündchen außerhalb der Stadt, wo die Quaibauten endeten, waren bereits seit Wochen Hunderte von Händen am Baue des ansehnlichen Fabrikgebäudes beschäftigt. Schon wurden die Sparren über dem Gießhaus aufgerichtet, und die Gerüste standen, um die übrigen Werkgebäude aus dem Grunde zu heben. Kanäle wurden gegraben, um die Kraft des Wassers dem Unternehmen dienstbar zu machen, und die Pfahlbürger der Stadt ließen sich den täglichen Gang nicht gereuen, um mit offenen Mäulern die Bauwerke zu begaffen. Die Philister schüttelten die Köpfe über das Wagniß einer solchen Speculation, ärgerten sich aber im Stillen, daß ihnen und ihrer ganzen Sippe der naheliegende Gedanke noch nicht gekommen sei, die bisher brach gelegene bedeutende Wasserkraft auszunutzen.

Der industrielle Geist war bisher dem Spießbürgerthum der bescheidenen Residenzstadt, die sich fast ausschließend von der Hofhaltung nährte, ein Räthsel mit sieben Siegeln geblieben. Nach ihrer Theorie galt es, die Hände in den Schooß zu legen und zuzuwarten, bis sich Markt und Verkehr durch ein gemüthliches Wunder von selbst machten. Der Staat war ja vorzugsweise ein Agriculturstaat und hatte sich bisher glücklich ohne alles gewerbliche Proletariat fortgeschleppt. Was man im Lande nicht fertig bringen konnte, holte man eben einfach aus dem Auslande. Damit war Mühe und Wagniß der eigenen Fabrikation glücklich vermieden. So lauteten im Allgemeinen die volkswirthschaftlichen Grundsätze, welchen auch die Regierung bis in die jüngere Zeit huldigte. Es war ohne Widerspruch ein großes Verdienst La Rochelle's, daß er in diese Stagnation Bewegung brachte und eine freisinnige Partei unterstützte, welche die Culturbedeutung des Verkehrs und Güterlebens nicht unterschätzte.

Jetzt freilich erwachte neuerdings die Hoffnung, daß die Lücken wieder ausgeflickt würden, welche ein pietätloser Fortschritt in die chinesische Landesmauer gebrochen hatte. Damit wurde nicht nur zu Nutzen der Rechtgläubigen der protestantische Wind abgehalten, der von Norden her zu wehen sich untermaß, sondern auch

der industriellen Concurrenz des Auslandes ein Riegel vorgeschoben. Die Philister jubelten, und als nun mit Uebertragung der Finanzen an Herrn von Schimmelbein das neue Gesammtministerium einen würdigen Abschluß erhielt, gehorchte man dem Drange des Herzens und illuminirte die ganze Stadt. Der Fürst war entzückt über die Loyalität seiner getreuen Unterthanen und wünschte dem ehemaligen Günstlinge La Rochelle von Herzen eine glückliche Reise nach seinen westfälischen Gütern. Einigermaßen hatte ihn der demokratische Anstrich, den sich der kluge Graf zu geben wußte, doch immer genirt, und er war dem neuen Premierminister zu großem Dank verpflichtet, daß er sich mit dieser Koketterie nicht befaßte.

Den schönsten Ersatz für den Verlust La Rochelle's aber fand der Fürst in dem bisher so viel verkannten Schimmelbein. Welche Vielseitigkeit der Tugenden dieses ausgezeichneten Mannes! Mit dem Augenblick, als ihm das Ruder des Finanzministeriums wieder in die Hand gelegt war, hörte jene schmuzig-bürgerliche Aengstlichkeit im Haushalte auf, an welche sich die Durchlaucht so schwer hatte gewöhnen müssen. Im unmittelbaren Verkehr wußte er durch prickelnden Humor unwiderstehlich zu gewinnen, und in der Kunst, den Sybariten mit einem geistlichen Mäntelchen zu bedecken, war er Meister.

Ueberdies hatte von Schimmelbein die günstige Gelegenheit benutzt, seine schöne Tochter Rosamunde dem Fürsten vorzustellen. Er würdigte das für Frauenreize leicht zugängliche Herz seines gnädigen Gebieters. Und dennoch war es zuverlässig nur eine Stimme des Neides und der Mißgunst, welche den gewaltigen Einfluß des Vaters von den Künsten der Tochter ableitete!

Es ziemt sich, den Eintritt großer Ereignisse in würdiger Weise zum öffentlichen Ausdruck zu bringen.

Wochen waren vergangen, und Herr von Schimmelbein säumte noch immer, die neue verbesserte Ministerauflage, die er erlebt, mit einer festlichen Vorrede zu versehen. Er, dem die Huld des Fürsten dreitausend Thaler Tafelgeld zugewiesen, er, der so gern die Gelegenheit vom Zaune brach, sich und seinen Freunden einen ungewöhnlichen Genuß zu verschaffen, setzte sich nun dem gerechten Vorwurfe aus, daß es ihm an Lebensart mangle.

„Es ist geradezu wider den Anstand, Excellenz", bemerkte der würdige Hofmedicus Hambacher, „wenn Sie die neue Aera unseres politischen und Ihres Privatlebens so im Handumdrehen beginnen. Was Eindruck machen soll, muß mit Pomp angehoben werden. Sie schulden das der Dankbarkeit gegen den Fürsten, Ihrem Ruf und Ihren Freunden. Selbst das

Collegium, dessen Präsidentenstuhl Sie verlassen haben, verdient eine festliche Verabschiedung."

Der Minister dankte dem Freunde für diese Mahnung an eine Pflicht, die er nur im Drange der Geschäfte übersehen hatte.

Schon am nächsten Morgen rannten die Lakaien mit einem Ballast zierlicher Einladungskarten von Straße zu Straße. Der ganze Adel, sämmtliche Staatswürdenträger und alle höhern Beamten des obersten Lehnhofs, selbst Theobald mitgerechnet, wurden zu Gaste gebeten.

Der Festabend rückte heran. Vor dem Portale des Ministerhotels wogte eine Menge müßiger Gaffer. Endlos war die Reihe der Wagen, und die galonirten Bedienten, welche den Kutschenschlag öffneten, hatten Mühe, ihrer Herrschaft den Weg in die blumendurchduftete, glänzend beleuchtete Vorhalle zu bahnen.

Die Räume füllten sich allgemach. Aber es waren vorzugsweise nur die Vertreter des stärkern Geschlechts, welche der Einladung Folge geleistet hatten. Der größere Theil der weiblichen Aristokratie konnte den Gant- und Lieferantengeruch nicht ertragen, der dem Namen Schimmelbein noch anhing. Die Frauen sind feinfühlender als die Männer, und worüber sich diese leichtfertig hinwegsetzen, die Erinnerung an irgend

einen gesellschaftlichen Makel, das verwischt sich bei jenen ungemein schwer.

Mit weniger Befangenheit als Unmuth betrat Theobald die zauberhaft geschmückten Säle. Auch das betrachtete er als ein Opfer, welches der Beamtenstellung gebracht werden mußte. Die Beziehungen seiner Jugendjahre hatten ihn nicht sowohl mit den Cirkeln versöhnt, in denen er nur geduldet war, als vielmehr seinen bürgerlichen Stolz zu einer ungemeinen Empfindlichkeit gesteigert. Nun konnte sich zwar die Gesellschaft bei Schimmelbein keiner tadellosen Reinheit und Vollblütigkeit rühmen, aber es bewegten sich doch so viel Sterne und Kreuze in der Runde, daß sich unser junger Freund mit dem leeren Knopfloche wie ein Paria unter Halbgöttern vorkam. In seiner Mißlaune versäumte er selbst die Formen des Anstandes.

„Willst Du uns nicht den hübschen, jungen Flegel vorstellen, lieber Papa, der es nicht der Mühe werth hält, die Dame des Hauses zu begrüßen?" Mit diesen Worten wendete sich Rosamunde von Schimmelbein an den Vater, der auch dem Winke seines Lieblings sofort zu entsprechen suchte.

Die schöne Tochter der Excellenz saß, nachlässig auf die Ottomane hingestreckt, neben ihrer Freundin Aurelie, und beide bildeten so ziemlich die Angelpunkte der jün-

gern Helden des Salons. Ihre Arme waren verschlungen wie ihre Herzen, wenn man den wiederholten Versicherungen dieser vier küssigen Lippen trauen durfte. Es war stadtbekannt, daß sie gegenseitig ihre Leiden und Freuden, ihre Sympathien und Antipathien theilten. Wenn es einigermaßen möglich gewesen wäre, hätte gern eine jede die Hälfte ihrer Lebenszeit der geliebten Freundin entsagungsvoll überlassen. Rosamunde war zwar um einige Athemzüge jünger als Aurelie und spielte deshalb gern die naivere Rolle, doch stand auch sie bereits nahe der Wendekreishöhe, und eine anständige Zahl von Frühlingen nebst einer noch hübschern Summe von Erfahrungen hatten der Frische und Rundung etwas zugesetzt. Nach dem Urtheile aller Sachverständigen hatte sich die ältere Aurelie besser conservirt, und das war auch der einzige Grund, weshalb ihr die Freundin hin und wieder einen vorwurfsvollen Blick zuwarf.

Theobald hatte das Vergnügen der Vorstellung glücklich und nicht ohne Erfolg überstanden. Die Damen waren angenehm überrascht von der natürlichen Anmuth und Freiheit seiner Bewegung und der Geläufigkeit seines Witzes. Aurelie schäkerte und Rosamunde schmachtete mit mehr Bewußtsein und Absicht als gewöhnlich, und so ward unser junger Freund

unmerklich von den feinen Fäden einer heitern, anregenden Unterhaltung umstrickt.

Das Vorrecht der Dame des Hauses gestattete Rosamunde, ihn zur ersten Tour aufzufordern. Er konnte nicht ausweichen und tanzte trotz aller Vorsätze. Im Tanze liegt etwas Berauschendes und das schöne Mädchen in seinen Armen war ungemein hingebend. Diese doppelte Gefahr machte ihm bange. Er suchte ihr auszuweichen, indem er nachgerade bemerkte, daß doch eigentlich das Vergnügen dieser zwecklosen Ermüdung weit hinter dem Genusse eines graziösen Wechselgesprächs zurückstehe. „Erhitzender Bordeaux gegen schäumenden Champagner", meinte er, „Pigment gegen leuchtende, prickelnde Gedankenperlen! Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Fräulein Aurelie?"

Aurelie gab ihm Recht. Sie konnte das um so leichter, als sie, einem Wunsche der Fürstin entsprechend, nicht mehr tanzte. Und Rosamunde? Es schien in der That, als ob auch diese der Ansicht Theobald's beipflichte. Noch nie hatte sie ihre leidenschaftliche Vorliebe für den Tanz so heroisch unterdrückt als an diesem Abend, und die Körbe flogen von ihren Lippen. Als einer ihrer bevorzugtesten Günstlinge dem gleichen Geschick verfiel, drohte ihr Aurelie lächelnd mit dem Finger. „Sie beeinflussen meine Freundin über Gebühr!"

sagte sie zu Theobald, indem sie ihn mit dem Fächer neckisch auf die Hände schlug. „Wissen Sie, daß ich noch eifersüchtig werde?"

Theobald erröthete — nicht vor den Worten der Kammerfrau, aber vor dem Gedanken an Klara. Seine ernstlichsten Bestrebungen, sich von den Damen loszumachen, blieben jedoch fruchtlos. Ein gefesselter Prometheus mußte er an der verhängnißvollen Ottomane Standquartier nehmen, und zuletzt ergriff Aurelie selbst seinen Arm und erbat sich das Geleite zum Souper.

„Die kokette Zierpuppe!" flüsterte die Hofmarschallin von Kalb ihrer Tischnachbarin ins Ohr. „Der junge, harmlose Cicisbeo scheint ihr wirklich ins Garn zu gehen. Finden Sie das Benehmen der überreifen Jungfrau nicht auffallend indiscret, meine Theure?"

„Besser jetzt noch als nie!" klang die Antwort. „Fräulein Rosamunde hält sich für eine Spättraube, die man erst zu Anfang Winters lesen darf! Der arme Junge weiß nicht, daß die schönsten Beeren bereits abgepflückt sind!" Und die beiden Damen lachten recht herzlich über den gelungenen Vergleich.

Die Hofmarschallin war übrigens nicht die Einzige, welche die Tochter des Hauses ihrer besondern Aufmerksamkeit würdigte. Der neidlose Theil der Gäste bewunderte die geschickte Vogelstellerin; die Mädchen

neuern Datums bemitleideten den unerfahrenen Jüngling, der sich mit solch einer Nachlese begnügte; den Scharfsichtigen aber war es klar, daß Theobald nur den Zaun statt des Gartens küsse.

Als die Tafel aufgehoben war, legte Freiherr von Luchsberg den Arm in den des wiedergeborenen Finanzministers, zog ihn beiseite und bemerkte ihm vertraulich: „Bei allen Grazien und Musen, Collega, Ihre Rosamunde ist eine wahre Zaubrerin! Haben Sie nicht bemerkt, wie nun auch der sprödeste aller Jünglinge des Continents im Banne ihrer Schönheit schmachtet?"

Herr von Schimmelbein schmunzelte und strich sich das fette Kinn. Der Ministerpräsident aber fuhr fort: „Wäre es undenkbar, daß sich hier wirklich zwei Herzen begegnet seien? Ich versichere Ihnen, mein Werthester, wenn wir auf diesem Wege den jungen Mann für unsere Partei und unsere Sache gewinnen könnten, so würde ich das als eine sehr wünschenswerthe Errungenschaft betrachten."

Geringschätzig erwiderte Schimmelbein: „Sie meinen doch nicht, Excellenz —"

„Ich meine in der That!" fiel Luchsberg rasch wieder ein. „Ihr hübscher Secretär ist aus einer anständigen Beamtenfamilie, besitzt ungemeine Kenntnisse

und Fähigkeiten und eine staunenswerthe Arbeitskraft. Wir werden diese — selbstverständlich nur unter Voraussetzungen — nach Gebühr würdigen und ihm eine entsprechende Stelle einräumen, die ihm schließlich auch gestattet, ein anständiges Haus zu halten. Damit haben wir nicht nur für uns einen achtbaren Kämpen gewonnen, sondern isoliren auch Doctor Julian, dessen geheime Agitationen und Einflüsse ich noch immer fürchte."

Der Finanzminister nickte mit dem Kopfe. Er schien sich allgemach in den Ideengang seines Collegen hineinzufinden. Nach kurzer Pause fuhr dieser leiser und eifriger fort: „Zudem, Verehrtester, kümmert mich die verdammte Briefgeschichte noch immer ein wenig. So glücklich sich der Ausgang dieser Affaire gestaltete, so würde es doch uns beiden nicht sonderlich angenehm sein, wenn die Durchlaucht gelegentlich den Hergang der Sache erführe."

Herr von Schimmelbein nickte noch lebhafter.

„Ich weiß", nahm Luchsberg wieder das Wort, „daß sich unsere Wünsche nach dieser Richtung begegnen. Nun wurde mir aber hinterbracht, daß der hübsche Blondin, den Rosamundchen so besonders zu begünstigen scheint, mit Julian unter einer Decke spielte, daß beiden unsere Absicht verrathen ward, ehe wir

noch an die Durchführung dachten, und daß nicht sie, sondern wir die Puppen dieser Komödie waren. Unser trefflicher Beichtvater, den gerade hier die diplomatische Feinheit und Ruhe im Stiche ließ, mag das verantworten."

„In dieser Sache", erwiderte Schimmelbein obenhin, „wird die Durchlaucht Niemand mehr Gehör geben. Die Acten sind geschlossen und reponirt. Ich fürchte nichts."

Dringlich entgegnete Luchsberg: „Auch ich fürchte nichts, mein Werthester, bereite mich aber auf Alles vor. Ich habe meine verlässigen Spione, wie es jedem Minister zukommt. Ihr Bericht lautet, daß nicht nur der kritische Diebstahl von unsern Gegnern selbst angelegt war, sondern daß ihnen auch die Person des Thäters bekannt ist. An den Beweisen wird es nicht fehlen, wenn etwa die fatale Angelegenheit nicht vor die Durchlaucht, sondern vor den Untersuchungsrichter gebracht werden wollte!"

„Verdammt!" murmelte der Finanzminister in den Bart. Da er die Charaktere nach dem eigenen Gewichte wog, so däuchte ihm eine Entwickelung der Dinge, wie sie ihm vorgespiegelt ward, gar nicht unmöglich.

In diesem Augenblicke trat der Hofmedicus an die

Sprechenden heran. Schnell raunte Luchsberg dem Collegen noch ins Ohr: „Die Gefahr wäre leicht abzuwenden. Der legitime Liebhaber Ihrer reizenden Rosamunde wird nicht daran denken, den künftigen Schwiegervater bloßzustellen.“

Damit wandte er sich ab und überließ es dem bewährtesten aller Zungendrescher, das aufgeregte Gemüth Herrn von Schimmelbein's wieder zu beschwichtigen.

Die Musik war verhallt. Die Säle des Ministerhotels entleerten sich, und die nüchterne Prosa, die jedem rauschenden Feste folgt, schlich erschöpft und gähnend über den Parquetboden hin. Aurelie, welche den Freudenbecher gern bis auf die Neige leerte, gehörte zu den letzten Gästen, die an der Thür noch Herrn von Schimmelbein die Artigkeit erwiesen, diesen Abend als den reizendsten und genußvollsten ihrer ganzen Erdenpilgerschaft zu bezeichnen. Als sie der zärtlichen Freundin den Abschiedskuß bot, flüsterte sie ihr leise zu: „Meine süße Penthesileia hat ihren Achilles gefunden! Nicht wahr, Herzchen? Nun überlege, ob Du um diesen Preis Deine Freiheit opfern willst. Bist Du's gesonnen, so überlaß das Weitere Deiner Aurelie. Binnen acht Tagen soll der blonde Adonis vor Dir knieen.“

Ein schwärmerisches Lächeln überflog Rosamundens Züge. Der künstliche Karmin ihrer Wangen ließ es

ungewiß, ob sie nicht auch gleichzeitig erröthete. Aber sie that, wie ihr die Freundin geheißen, ging hin und überlegte, bis ihr der Schlaf die Augen schloß. Und siehe da, der hübsche, junge Flegel schlich sich unvermerkt in ihren Traum ein und liebkoste sie mit einer Zärtlichkeit und Anmuth, daß sie wie von einem Zaubertranke berauscht in seinen Armen lag. Und als sie des andern Mittags erwachte, war sie auch fest entschlossen, daß er binnen acht Tagen vor ihr knieen müsse.

Achtes Kapitel.

Ich fühle tief, wie wenig an sich selbst
Der Erde Güter sind, wofern sie nicht
In Harmonie mit unsrer Seele stehn.
Platten, Treue um Treue.

Die Tage politischer Stagnation sind die Brütezeit des Stadtklatsches.

La Rochelle gehörte bereits der Geschichte an, als ob er nicht erst vor Wochen, sondern vor Jahren vom Schauplatze abgetreten wäre. Julian's Name war fast gänzlich verschollen. Die neuen Minister arbeiteten still und geräuschlos am Bau ihrer Maulwurfsgänge, hielten die Presse im Zaume und verständigten sich unter der Hand mit den verwegensten Schreihälsen einer matten und muthlosen Opposition. So bedurfte die kleine Residenz eines Stoffes, der ein bischen Gährung in die träge Fäulniß brachte.

Die schöne Rosamunde war längst schon der Gegenstand der Unterhaltungen am häuslichen Herde. Man schrieb die auffallende Gunst, womit der Fürst Herrn von Schimmelbein förmlich überschüttete, auf Rechnung ihrer Reize. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, die Tochter des Ministers gebe ihre einflußreiche Stellung auf und gedenke sich die Rosenbande der Ehe selbst nach freier Wahl anzulegen. Der junge Secretär des Lehngerichtshofs sei der Erkürte. Dies war der Kern der belangreichsten Stadtneuigkeit, an welchen die Glossen wie Krystalldrusen anwuchsen.

Es lag System in der Verbreitung dieses Gerüchts. Theobald war von den Maschen desselben umgarnt, ehe er es ahnte, und es bedurfte eines Ereignisses, um ihn aus der harmlosen Unwissenheit zu reißen.

Ein duftiges Briefchen hatte ihn zur Kammerfrau Aurelie beschieden. Nicht auf ausdrücklichen Befehl der Fürstin, so schrieb sie, aber auf ihre sehr verständlichen Winke hin wage sie es, ihn um eine Unterredung zu bitten. Der Gegenstand sei ebenso dringend als wichtig.

Theobald fand keinen Grund, diesem Wunsche nicht zu entsprechen. Den Arglosen empfing Aurelie mit jener hinneigenden Vertraulichkeit, welche sie als ein

Vorrecht ihrer Stellung und ihrer Jahre betrachtete. Selbst mit diesen kokettirte sie, weil sie wußte, daß sie doch nur einen höchst angenehmen Widerspruch hervorrief.

„Wie lieb und gut Sie sind, daß Sie meinem Wunsche nachkamen!“ sagte sie zu dem Eintretenden, indem sie ihm wie eine längst erprobte reifere Freundin beide Hände zum Willkomm hinreichte. Es waren zwei schöne, weiße, feingliedrige Händchen, und die Arme, die sich an ihre Gelenke schlossen, waren womöglich noch reizender. Der dunkle Spitzenbesatz an den Halbärmeln des hellern Musselinkleides hob ihren Sammtglanz, während der bis an den Hals geschlossene Leib nur die Formen der schönen Büste errathen ließ.

Seit er das selige Geständniß der Liebe von Klara's Lippen weggeküßt, hielt sich Theobald für gewappnet gegen alle weiblichen Reize des Erdballs. Aber die zwanglose Liebenswürdigkeit Aureliens überzeugte ihn, daß nach seiner Empfänglichkeit doch noch einige Gefahr in dem zeugenlosen Verkehr mit einem körperlich und geistig anziehenden Mädchen liege, welches die Erfahrungen eines reich bewegten Lebens zu verwerthen weiß. Dazu trat die Heimlichkeit des Boudoirs, der Zauber, womit hier ein sinniger Frauengeschmack Alles geordnet und geschmückt hatte, selbst das

feine Aroma, welches den kleinen Raum durchräucherte.

Aurelie wußte mit dem Goldklange ihrer Altstimme und den dunklen Tollkirschenaugen gewandtere Männer ihrem Willen geneigt zu machen, warum sollte es ihr mit dem unerfahrenen Jüngling nicht glücken! Ihr angeborener psychologischer Scharfblick und der Gewinn aus einem sehr belebten Verkehr mit Leuten aller Gattung hatten ihr die schwere Kunst des Umgangs gelehrt. Sie verstand es, jederzeit die richtige Tonart und den treffenden Takt zu wählen.

Theobald befand sich bereits in einem Zustande angenehmer Betäubung, als sich erst das Gespräch zur Hauptsache kehrte. Die Fürstin stand nämlich an der Wahl eines Kabinetsraths, dessen sie persönlich bedurfte. Ihre rege Betheiligung an den Staatsgeschäften verwies sie an die Beihülfe eines klugen und gebildeten Mannes, und die in alle Vorhaben ihrer Herrin eingeweihte Kammerfrau konnte voraussehen, daß ihr Einfluß auf die Durchlaucht möglicher Weise eine gefährliche Concurrenz zu erfahren habe. Also lag ihr daran, eine Persönlichkeit einzuschmuggeln, welche sich ihre Leitung gefallen lasse.

Sie dachte an Theobald. Seine Erscheinung hatte einen ungemein günstigen Eindruck auf sie gemacht,

und sie glaubte zu fühlen, daß der schöne Jüngling mehr schwärmerisch als kühl angelegt sei. Er müsse dem sanften Drucke einer Weiberhand nachgeben, die ihn aus dem Dunkel der Kanzleistube in den Glanz der Fürstengunst emporgehoben. Zugleich wäre damit ein großes Verdienst um das Glück der zärtlichen Freundin erworben. In solch einflußreicher Stellung konnte ihm selbst die Tochter des Ministers ihre Hand ohne Skrupel bieten.

Aurelie ließ sich durch das Widerstreben, das schon die einleitenden Versuche fanden, nicht irre machen. Sie war durch Luchsberg darauf vorbereitet, und nun setzte sie sich's erst recht in den Kopf, aus dem liebenswürdigen Demokraten einen noch liebenswürdigern Proselyten zu machen.

Just war Theobald daran, ihr die Gründe zu entwickeln, die ihn zum Gegner der Hofpolitik machten. Er that es in jener leichten, mit Laune gewürzten Weise, womit man Frauen gegenüber über politische Dinge überhaupt nur reden soll. Ein schärferes Ohr würde aus dem Klange seiner Worte vielleicht ein wenig geschmeichelte Eitelkeit vernommen haben, und Aurelie, welche sich eines äußerst feinen Gehörs rühmen konnte, benutzte auch diese Blöße. So entspann sich ein lebhaftes Wechselgespräch, und beide

ließen ihre Ueberredungskünste auf das brillanteste spielen.

Da rauschte die Portière und Rosamundens graziöse Gestalt erschien an der Schwelle des Gemachs. Wie überrascht über den unvermuthet Anwesenden zögerte sie, einen Schritt vorwärts zu thun, bis ihr Aurelie entgegensprang und sie heiter begrüßte.

„Du kommst wie der Gott in der Maschine, meine holde Penthesileia!" rief sie, indem sie die Eintretende vorsichtig in die Arme schloß, um nicht durch den Ausbruch ihrer Zärtlichkeit Coiffure und Busenschleife der Freundin in Unordnung zu bringen. „Hilf mir diesen blonden Starrkopf überzeugen, daß er daran ist, das Glück mit Füßen von sich zu stoßen."

Rosamunde war natürlich vollkommen unvorbereitet. Aber sie fand sich äußerst schnell in den verhandelten Gegenstand und unterstützte nun die Ansichten der Freundin mit solchem Nachdrucke, daß unwillkürlich ein leichter Nebel des Mißtrauens in Theobald's Seele aufstieg. Er verstummte, und Rosamunde hatte allen Grund, dieses Schweigen als ein beginnendes Schwanken auszulegen. Beschränkter und kurzsichtiger als Aurelie, verstand sie selbst das sarkastische Lächeln nicht, das um seine Mundwinkel zu spielen begann.

In dem Augenblick ward die Kammerfrau höchst ungelegen zur Fürstin berufen.

„Du hast meine Vollmacht", bemerkte sie zu Rosamunden, „und magst in meinem Namen den Kampf fortsetzen. Werde mir ja nicht fahnenflüchtig, mein Schatz!"

Dann wendete sie sich gegen Theobald, und indem sie ihn bat, womöglich bis zu ihrer Rückkehr sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, verließ sie das Zimmer.

Der Personenwechsel wirkte ernüchternd auf unsern jungen Freund. Mit Aureliens Abgehen war der Faden des Gesprächs zerrissen und die Unterhaltung stockte. Man schwenkte von der Hauptsache ab, und Rosamunde lenkte die Rede allgemach auf ein sentimentaleres Gebiet. War es der Vergleich mit der witzigern, geistvollern und beweglichern Freundin, war es der aufkeimende Verdacht oder die Furcht vor der Gefahr, je deutungsvoller die] Worte von Rosamundens Lippen flossen, je verständlicher ihre Anspielungen klangen, desto steifer und einsilbiger ward Theobald. Zuletzt hätte ihm das blödeste Auge die Ungeduld absehen können, und es klang fast unhöflich, als er unter dem Vorwande dringender Geschäfte plötzlich um seine Entlassung bat.

Rosamunde hatte eben eine blühende Schilderung von Familienglück und Häuslichkeit begonnen, auf deren Wirkung sie große Hoffnungen setzte. Sie kniff verdrießlich die Lippen zusammen, als sie eine so schnöde Unterbrechung erfuhr, und ihr zürnender Blick gab einen schlechten Commentar zu dem rosigen Bilde, das sie noch kaum vollendet hatte. Theobald bemerkte es, aber es war ihm unmöglich, in dieser Atmosphäre noch länger auszuharren. Als er sich aus dem Knäuel von Gängen, Treppen und Corridoren herausgewunden hatte und ins Freie trat, wischte er sich den Schweiß von der Stirn, und unwillkürlich entschlüpfte ihm ein behagliches „Ah!"

„Steckt der Hamen?" klang eine sonore Stimme hart an seiner Seite. Theobald wendete sich rasch und war nicht wenig erstaunt, als Julian, den er seit Wochen nicht gesehen, wie aus dem Boden gehoben vor ihm stand. Voll freudiger Ueberraschung streckte er ihm beide Hände entgegen. Aber der Doctor wich einen Schritt zurück, legte die Arme mit unverkennbarer Absicht auf den Rücken und erwiderte den Gruß mit gefurchter Stirn.

„Lüfte Dich erst ein wenig aus!" bemerkte er sarkastisch. „Deine Finger duften nach eau de mille fleurs, und ich kann diesen ansteckenden Geruch nicht

ertragen. Du weißt, ich habe für gewisse Dinge weibisch empfindliche Nerven!"

Die Stimmung Theobald's, in welche ihn diese Ansprache versetzte, schwankte zwischen Aerger und Betrübniß. Seit jener Katastrophe mit Sibyllens Briefen hatte sich Julian des hofmeisterlichen Tons völlig entschlagen, und zwischen beiden galt nun die Gleichberechtigung der Freundschaft. Jetzt klang wieder der Mentor recht verständlich aus den Worten des Doctors, der durch weiß Gott welche Vermittelung von Theobald's Besuch bei der Kammerfrau und dem Zweck desselben benachrichtigt worden war. Nicht der Zufall, sondern bestimmte Absicht hatte ihn hierher geführt. Die lange Zeit, während welcher er einer Schildwache gleich auf seinem Warteposten ausharren mußte, steigerte seine Ungeduld und ließ ihn das Schlimmste befürchten.

Es kostete einen ziemlich erregten Wortwechsel, ehe Besänftigung und Verständigung eintrat. Als endlich Theobald mit Hand und Mund versichert hatte, daß er Aureliens verlockenden Anträgen standhaft ausgewichen sei, da glätteten sich erst die Falten in Julian's Gesicht.

„Und glaubtest Du wirklich", fragte Theobald, „daß mich die hübsche Circe zu ködern vermöchte? Sie hat

eine Sirenenstimme, das läßt sich nicht leugnen, und man hat sich zu hüten vor der anmuthigen Verführerin, aber mein Widerwille gegen den Hofdienst, gegen diesen Hofdienst diente mir als ein Schild mit siebenfachem Leder überzogen, gleich jenem des Ajax."

Julian erwiderte: „Wenn es nur der Hofdienst allein gewesen wäre, wozu sie Dich mißbrauchen wollten! Dieser Versumpfung und Verknöcherung wäre ein offener, heller Kopf zu gönnen, der für frischen Luftzug sorgte, und eine kräftige Faust, die den Kehrbesen zu handhaben wüßte. Aber —"

„Aber?" wiederholte Theobald, als Julian mit der Vollendung des Satzes zögerte. Dieser maß ihn lächelnd vom Kopf bis zum Fuß und entgegnete: „Du bist ein verdammt argloser Knabe, Theobald! Habt Ihr wirklich nur unter vier Augen verhandelt? Täuschte mich mein kurzes Gesicht, als ich unter der parfümirten Spitzentunica, die vor einem halben Stündchen an mir vorüberrauschte, die Gestalt der schönen Rosamunde zu erkennen glaubte?"

„In der That", versetzte Theobald, und eine leichte Röthe flog über seine Wangen, „ihr zufälliges Erscheinen war mir ärgerlich genug. Es hat uns im Abschluß der Verhandlungen gestört."

„Zufällig? Und ärgerlich? Dir ärgerlich, der Du

seit Wochen wie ein Falter um diese künstliche Blume flatterst?"

„Bist Du von Sinnen?" rief Theobald erschreckt. „Wer hat Dir dieses Märchen aufgebunden?"

„Ich bin nicht mehr, nicht weniger als das Echo des allgemeinen Stadtgesprächs", erwiderte Julian ernsthaft. „Bis in die Einsamkeit meines Studirstübchens drang es, und wenn Du es eine Fabel nennst, so liegt Dir jetzt der Beweis ob."

Theobald hielt seine Schritte ein und sah den Freund mit ängstlich forschendem Blicke an. So wenig schuldbewußt er sich fühlte, so hatte er sich doch alsbald den Zusammenhang der Dinge klar gemacht. Das Ballfest bei dem Finanzminister und ein nachfolgender Anstandsbesuch bei Rosamunden konnten allein den fliegenden Samenstaub dieser Gerüchte bilden. Beides erschien ihm zu harmlos, als daß er dem Freunde nur eine Silbe dessen hätte verheimlichen sollen, was dabei gesprochen wurde.

„Es bedarf Deiner Betheuerungen nicht", entgegnete der Doctor, indem er seinen jungen Freund in den lebhaften Versicherungen seiner Unschuld unterbrach. „Aber ich bewundere die Harmlosigkeit, mit der Du dem Verlauf der Sache zusahst. Ahntest Du wirklich nicht, daß Dich die schlaue Kammerzofe in die Falle

lockte, nicht blos um Dich für die Partei zu gewinnen, sondern auch um ihrer Herzensfreundin einen Gefallen zu erweisen?"

Als alle diese Fragen mit einem erstaunten Nein beantwortet wurden, neigte sich Julian näher an Theobald's Ohr und flüsterte ihm zu: „Du Kurzsichtiger! Sie gehen umher wie der brüllende Löwe in der Bibel und suchen einen Figuranten, der seinen ehrlichen Namen hergibt für die Maitresse des Fürsten!"

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich Theobald's. Nun erst begriff er den Sinn jener zarten Geständnisse, die er noch vor wenigen Augenblicken achtlos überhört hatte. Er schlug sich grimmig vor die Stirn, und Julian hatte Mühe, ihn so weit zu besänftigen, daß er den Vorübergehenden nicht ein lächerliches Schauspiel bot. Aber er bekräftigte ihn zugleich in dem Vorsatze, mit einem Griffe alle die feingesponnenen Fäden zu zerreißen, die ihn sachte abziehen sollten von dem Wege der Ehre und der öffentlichen Achtung. Mit der gewohnten Ueberlegung dictirte er ihm selbst die wenigen Zeilen, womit er Aureliens Zumuthungen mit bündiger Höflichkeit abfertigte.

„Das wäre geschehen", bemerkte er händereibend, als der Absagebrief geschlossen und versiegelt war. „Nun aber täusche Dich nicht, mein Lieber, als ob

damit schon jede Versuchung abgethan wäre. Ich fürchte, der entscheidende Kampf steht Dir erst noch bevor."

Der prophetische Scharfblick Julian's bewährte sich. Bereits nach wenigen Tagen treffen wir Theobald im Kabinet des Ministers. Luchsberg hatte ihn rufen lassen, und wenn auch der Apostrophe Seiner Excellenz der bekannte Sirenenklang von Aureliens Stimme fehlte, so hatte sie doch den Vorzug einer ungemeinen Verständlichkeit. Der Ministerpräsident machte keine Umschweife. Er führte den jungen Mann, der in einiger Befangenheit vor ihm stand, gleich auf den Gegenstand los und bemerkte mit großer Entschiedenheit, daß er in einer so heiklen Sache, welche nichts weniger als die Familienehre seines würdigen Collegen betreffe, ein williges Eingehen auf seine Wünsche zuversichtlich erwarte.

Theobald bat um eine Erläuterung.

„Ich begreife den Eindruck, den Fräulein von Schimmelbein bei Ihnen hervorrief!" erwiderte Luchsberg, indem er durch ein vornehmes Lächeln den Zug sittlicher Hoheit, den sein verschiebbares Gesicht angenommen hatte, einigermaßen abmilderte. „Was sich begreifen läßt, läßt sich auch rechtfertigen. Niemand wird Ihnen die Aufmerksamkeit verübeln, die Sie dem

schönen Mädchen zollten. Aber sie war zu auffallend und — wenn Sie wollen — zu rücksichtslos, als daß sie nicht für alle Cirkel der Gesellschaft einen Gegenstand der Beurtheilung hätte abgeben sollen."

Von diesem Standpunkte aus hatte Theobald die Sache noch nicht beurtheilt. Er blickte erstaunt auf den Minister und versuchte eine Entgegnung. Luchsberg aber fiel ihm in die Rede: „Zugegeben, daß Ihnen Rosamunde ein Stück Wegs entgegenging — nun, so tragen Sie eben beide die Schuld. Sie ist nicht so schwer zu tragen, mein junger Freund, und es will mir fast scheinen, als ob Sie sich darüber auch bereits vereinbart hätten. Wozu sonst die weitern Besuche? Wozu das heimliche Rendezvous im linken Residenzflügel?"

Schmunzelnd drohte die Excellenz mit dem Zeigefinger. Das verschiebbare Gesicht war bereits wieder in eine neue Phase getreten und zeigte den mit den Geheimnissen des Schützlings vertrauten liebenswürdigen Gönner.

Theobald war nahe daran, die Fassung vollständig zu verlieren. Die Deutung, welche man dem absichtslosen Zusammentreffen mit Rosamunden bei der Kammerfrau gab, verwirrte ihn. In dieser sichtbaren Verlegenheit des Jünglings glaubte Luchsberg eine verläßige

Gewähr für das glückliche Gelingen seines Vorhabens erblicken zu sollen. Er hielt es an der Zeit, unverblümt mit der Sprache herauszurücken. Wiederholtbetonte er die Allgemeinheit des Gerüchts und die Nothwendigkeit, aus einer Sache Ernst zu machen, bei welcher die gesellschaftliche Stellung einer Dame von Stande in Frage stehe.

„Ich spreche hier nicht als Ihr Minister", bemerkte er im Verlaufe seiner Rede, „da mir in dieser Eigenschaft keine Controle der Privathandlungen meiner untergebenen Beamten zusteht. Aber ich spreche als der Freund der Familie von Schimmelbein und — wie Sie mir wohl zugeben werden — auch als Ihr Freund. Denn eine Verbindung mit Rosamunden, mit der Tochter des ausgesprochensten Günstlings der Durchlaucht, kann einem jungen strebsamen Manne nur vortheilhaft und erwünscht sein. Ich befinde mich in der eigenthümlichen Lage, Ihnen dieses Glück fast aufnöthigen zu müssen. Denn die Sache ist so weit gediehen, daß sie ohne auffällige, nachtheilige Behelligung der Familie nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Sorgen Sie nicht, daß Ihnen die Mittel zu einem standesgemäßen Haushalte fehlen werden. Es ist eine Stelle in meinem Ministerium offen, die Sie nach Ihrem anerkannten Talente und nach Ihren be-

währten Kenntnissen füglich zu versehen im Stande sind."

Nach dem, was Theobald aus Julian's Munde erfahren, lag in diesem Anerbieten eine unerhörte Schamlosigkeit. Als fühlte er einen Natternstich in der Ferse, so wich er rasch einen Schritt zurück, und seine Entrüstung kündete sich in dem flammenden Roth, das sein Gesicht bis an die Stirnhaare überzog. Wie mit einem Zauberschlage wich jede Befangenheit von ihm. Er erklärte sich geradezu unfähig zu einer solch entwürdigenden Rolle.

„Mein Gebaren gegenüber dem Fräulein von Schimmelbein erträgt jede Kritik" so schloß er seine zürnende Rede. „Es wird dem Rufe der Dame so wenig schaden, als es meine Ehre benachtheiligen kann, daß ich mich in argloser Unwissenheit ein Stündchen mit der Freundin seiner Durchlaucht unterhielt."

Der Minister zog die Lippen zusammen, und seine Augen gewannen den grünschillernden Glanz, wie er auf sumpfigem Wasser liegt. „Ihre Sprache ist weniger kühn als beleidigend", entgegnete er, indem er seine etwas frühzeitig gebeugte Gestalt aufrichtete und die Arme über der Brust kreuzte. Sie klingt doppelt ungeziemend aus dem Munde eines jungen Mannes, dem

man ein unverdientes Wohlwollen entgegentrug und dessen Fehltritt man mit einer besondern Gnade auszugleichen suchte."

„Excellenz halten zu Gnaden", erwiderte Theobald, „ich bin mir weder eines Fehltritts bewußt, noch geize ich nach einer Auszeichnung, die ich nicht verdiene. Am wenigsten aber vertrüge es sich mit meinen steifbürgerlichen Grundsätzen, wenn ich meine Stellung den Verdiensten meiner künftigen Gattin verdanken müßte."

„Freilich!" fiel hier Luchsberg mit höhnischem Lächeln ein. „Das wäre ein unerhörter Fall, der um seiner Seltenheit willen Aufsehen erregen könnte! Ihr Ehrgefühl ist ja ein wahres Prachtexemplar von einer Mimose!"

„Das wäre möglich, Excellenz!" erwiderte Theobald. „Wenigstens kann ich mich nicht mit dem versöhnen, was nirgends so wie im Staatsdienste Berechtigung zu haben scheint und was man gemeinhin mit den Wölfen heulen nennt."

Der Minister wandte sich unwillig ab, trat an den Schreibtisch und bemerkte, seinem trotzigen Partner den Rücken zukehrend: „Seine Durchlaucht ist von dem, was man mit Ihrer Person beabsichtigte, bereits prävenirt. Sie werden es selbstverständlich finden, daß

ich auch unser heutiges Gespräch möglichst wortgetreu berichte. Für die Folgen mögen Sie einstehen."

Nur einen Augenblick zögerte Theobald, dann entgegnete er in einem fast verbindlichen Tone: „Excellenz werden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie es ermöglichen, daß ich meine Handlungsweise vor meinem gnädigsten Fürsten persönlich rechtfertige. Vielleicht fände sich bei dieser Gelegenheit Anlaß, Seiner Durchlaucht auch nach anderer Richtung interessante Aufschlüsse zu geben."

Das Einzige, was Luchsberg von einem Diplomaten besaß, war ein rasches Combinationsvermögen. Die leise Andeutung Theobald's zündete. Ehe sich's dieser versah, stand er ihm wieder Auge gegen Auge und sagte, ohne den Blick von ihm zu wenden, mit halber Stimme: „Sie drohen, mein Herr?"

„Womit, Excellenz?" fragte Theobald in einem so arglosen Tone, daß er sich selbst über seine Fortschritte in der Verstellungskunst wunderte.

Eine Pause trat ein. Theobald harrte des Zeichens der Entlassung — ob in Gnade oder Ungnade, war ihm nun völlig gleichgültig. Aber der Minister schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, wofür ihm augenblicklich der Ausdruck gebrach. Endlich erwiderte er obenhin: „Der Gegenstand ist beseitigt, und jede

weitere Erörterung überflüssig. Sie haben mich jedoch in die Lage gesetzt, Verfügungen zu treffen, die Ihnen vielleicht nicht völlig zusagen. Ihre Verwendung im innern Dienste und Ihre Stellung in der Residenz ist unmöglich geworden. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihre Versetzung auf einen Posten in der Provinz beschleunigt werde, eine Rücksicht, die ich der Hausehre Seiner Excellenz des Herrn Finanzministers schulde!"

Eine zuckende Bewegung des Oberkörpers kündete, daß diese Erklärung ihre Wirkung auf Theobald nicht verfehlte. In der That war er gerade auf eine solche Maßregel nicht gefaßt, und er bedurfte einiger Augenblicke der Sammlung. Unterdessen neigte der Minister mit aristokratischer Hoheit den Kopf um einen halben Zoll und senkte die Augenlider. Der Vorhang fiel — die Scene sollte geschlossen sein. Aber die Zeichen wurden nicht verstanden. Theobald rührte sich nicht von der Stelle. Erst als er gewahrte, daß Luchsberg mit einem höhnischen Lächeln über diese horrende Mißachtung des Anstandes selbst sich zum Abgehen wendete, gewann er die Sprache wieder. Seine Stimme zitterte ein wenig, aber sie kündete immerhin die Festigkeit seines Entschlusses.

„Gestatten mir Excellenz, der Fertigung des Decrets

zuvorzukommen!" sagte er, indem er der Wendung des Ministers folgte und sich stramm vor ihn hinstellte. „Ich erachte es nachgerade als eine sehr zweifelhafte Ehre, daß meinem guten Namen ein Beamtentitel anhängt. Erlauben Sie, daß ich heute noch um meine Entlassung aus dem Staatsdienste einkomme."

Luchsberg neigte das Haupt um einen Zoll tiefer. Die Audienz war beendet!

Der freundliche Leser wird uns das Geleite vom Hotel des Ministers nach dem Bürgerhause in der Wallgasse nicht versagen.

Wenn wir durch das breite Kuppelfenster einen Blick in die trauliche Wohnstube werfen, gewahren wir Meister Ebenstreit behaglich und mit heiterer Miene im Armstuhle lehnend und mit dem ältern Neffen in lebhaftes Wechselgespräch vertieft.

Nach langem Kampfe hatte er sich heute zum ersten Male bewegen lassen, die Baustätte zu besuchen und von der neugegründeten Niederlassung Justus' Einsicht zu nehmen. Unter der umsichtigen und energischen Leitung des jungen Mannes war es gelungen, im Verlaufe weniger Monate Haupt- und Nebengebäude unter Dach zu bringen. Bereits wurde in dem Gieß-

hause und den angrenzenden Werkstatträumen rüstig gehämmert und gefeilt, modellirt und ciselirt, und das Gewerke selbst war offenbar schon im lebhaften Gange, während noch fleißige Hände an der äußern Vollendung des Baues arbeiteten. Dem alten Herrn gingen ganz eigene Gedanken durch den Kopf, als er Alles so trefflich und wohleingerichtet fand. Er begann zu ahnen, daß seine Zeit um sei, und daß Justus Recht hatte, über jene beschränkte Marke hinauszugehen, die er nach seinem eigenen beschränkten Gesichtskreise bisher als die einzige Grundlage ehrbarer, pfahlbürgerlicher Solidität betrachtet hatte. Der Mann des Forschritts kam sich auf dieser Stätte, wo das wahre Verständniß des modernen Fortschritts waltete, wie ein hinkender Landbote gegenüber dem beflügelten Laufe der Locomotive vor. Aber er bewährte sich doch als ein kluger und verständiger Mann, der, wenn er auch Manches nicht begriff, das große Ganze doch anerkannte, obwohl sich sein Vorurtheil dagegen stemmte.

Versöhnt reichte er dem Neffen die Hand. Er hatte Freude erlebt, wo er Verdruß erwartete, und sein noch immer reger Geist hatte eine Fülle neuer Gedanken vorräthig, über die er sich noch mit Justus ausplaudern mußte. Was ihm noch am meisten Besorgniß erregte, war die ungewöhnlich große Ausdehnung,

auf welche das Gewerke angelegt war. Er fürchtete, daß weder das Kapital noch die Befähigung und Kraft eines Einzigen ausreiche, um das Ganze zu übersehen und zu lenken. In letzterer Beziehung pflichtete ihm Justus bei. Was er sich selbst vorbehielt — die technische und künstlerische Leitung des Geschäfts — beanspruchte die Energie eines ganzen Mannes. So ward also bei dem Umfange des Betriebes, welchen er anbahnte, ein Geschäftsgenosse zur Führung des kaufmännischen Theils nahezu unerlaßlich.

Der Gegenstand wurde hin und wieder besprochen. Er bedurfte einer reiflichen Ueberlegung und fesselte die Aufmerksamkeit von Neffe und Oheim, als plötzlich die Thür aufflog und Theobald hereinstürmte. Sein erhitztes Gesicht verrieth die Nachwirkung der letzten Erlebnisse.

„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!" rief er dem Bruder entgegen, ehe dieser noch Zeit zur Begrüßung gefunden hatte.

Der alte Herr fuhr erschreckt zusammen. Theobald's Stimme beruhigte ihn zwar wieder, aber seine sichtliche Aufregung und sein seltsamer Willkomm riefen neue Besorgniß wach. „Laß Dein verdammtes Latein", polterte er, „und sag' uns in derbem Deutsch, was Dir wieder einmal zugestoßen ist. Dein Gesicht sieht

ja aus wie eine Krebssuppe und Du zitterst wie ein Pudel, wenn er respective aus dem Wasser steigt. Setz' Dich, Junge, und komm zu Athem!"

Theobald folgte dem Geheiß des Oheims. Er bedurfte thatsächlich einiger Augenblicke Erholung, denn seine Pulse klopften fast hörbar, und in großen Perlen lag ihm der Schweiß auf der Stirn. Als die stürmische Wallung einigermaßen besänftigt war, hob er an und erzählte. Mit jedem Worte wuchs die Spannung seiner Zuhörer, und als er zur Schilderung der Schlußkatastrophe gelangte, mußte sich Herr Ebenstreit gleichfalls den Schweiß von der Stirn wischen, so hatte ihn die Sache angegriffen.

Theobald war mit seiner Erzählung zu Ende gediehen. Seine Blicke ruhten fragend auf dem Bruder, der unschlüssig und schweigend vor sich hinsah. Auch der Oheim, sonst so schnell zur Gegenrede bereit, hielt die Lippen fest geschlossen, und es schien, als wolle er erst das Urtheil des besonnenen Justus abwarten. Endlich — nach einer peinlichen, beklemmenden Pause — sagte dieser:

„Es wird mir schwer, Theobald, Deine Handlungsweise zu tadeln. An Deiner Stelle hätte ich wahrscheinlich das Gleiche gethan. Du hast Deiner Ehre genügt, aber hast Du auch mit Deinen Hoffnungen

abgerechnet? Weißt Du auch, daß Du den Brief zerrissen hast, der Dir die Anwartschaft auf Erfüllung Deiner schönen und gerechten Wünsche gab? Du hast auf die Früchte Deiner Geistesarbeit, auf den Lohn Deines Strebens, Deiner Mühen und Sorgen verzichtet — bist Du gewiß, daß nicht eine Zeit bitterer Reue kommen wird?"

„Das bin ich!" erwiderte Theobald fest und ruhig. „Es ist eine gemeingültige, aber um so größere Thorheit, daß man glaubt, Kenntniß und Talent ließen sich blos im sogenannten Staatsdienste verwerthen und fänden dort allein Lohn und Anerkennung. Wie ich in jeder Form dem Staate dienen kann, so ist auch mein Wissen eine Errungenschaft, für die ich überall einen Markt finden werde."

„Vergiß nicht", sagte Justus, „zwei Dinge in die Berechnung zu ziehen, die von unschätzbarem Werthe sind, die behagliche Sicherheit der Existenz und die bevorzugte Stellung in der Gesellschaft."

„Bruder", entgegnete Theobald leidenschaftlich, „sprich nicht von einem Krebsschaden unserer socialen Verhältnisse als von einer begehrenswerthen Sache. Ehre, Achtung und Selbstbewußtsein unseres Bürgerthums haben Schaden gelitten, seitdem der Beamtenkaste diese bevorzugte Stellung eingeräumt ist. Das ehrfurchtsvolle

Gesicht, welches der Bürger vor dem Aristokraten schneidet, hat wenigstens noch eine antiquarische Berechtigung. Der Respekt aber, welcher dem Manne um seines Amts willen gezollt wird, ist bei der vorgeschrittenen Bildung unseres Bürgerstandes neun- unter zehnmal eine Lüge. Soll mir der gefesselte Mann, der gleich dem Sträfling an der Galeere mühselig am Ruder keucht, ohne zu wissen, wohin der Steuermann das Schiff lenkt, ja, ohne danach| fragen zu dürfen, beneidenswerther sein als der freie Bürger, der noch ein Selbstbestimmungsrecht besitzt? Dieser ist seines Schicksals eigener Herr — das Fatum des Beamten ist der Minister, und auf der Wage am grünen Tische wiegt Talent und Verdienst viel leichter als Gunst und Gnade. Jedem Vater will ich rathen, daß er nur die mittelmäßigen Köpfe unter seinen Söhnen in die Kanzleien schickt. Den denkenden und genialen Mann wird nur die freie Wissenschaft oder das unbeschränkte und lohnende Feld bürgerlicher Thätigkeit befriedigen."

Meister Ebenstreit hatte bisher kein Wort gesprochen. Auch jetzt noch hielt er mit seinem entscheidenden Votum zurück; aber in der Rede Theobald's lag etwas, was mit seinen Gefühlen übereinstimmte. Jeweils hatte er mit Widerwillen an den Hut gegriffen, wenn er ihn lüpfen und „um der Kundschaft willen" Reverenz machen

mußte vor einem dieser leidigen Actenwürmer, wie er die Beamten nannte. In ihm stak noch ein achtbares Maß gerechten Bürgerstolzes. Und dennoch sah auch er sich zu jener conventionellen Lüge genöthigt, deren Grund und Bedeutung ihm jetzt erst der Neffe klar gemacht. Deshalb nickte er ihm wohlgefällig und beistimmend zu. Als nun Justus neuerdings mit seinen Bedenken hervortreten wollte, da riß ihm endlich die Geduld und er fiel ihm unwirsch in die Rede:

„Wer satt ist, kann mit der Zunge schnalzen. Wenn Du im Trockenen sitzest, Justus, dann hast Du's leicht, einem zuzurufen: Wollen Sie gefälligst nicht ertrinken! Hör' auf mit Deiner Weisheit, jetzt handelt es sich um Rath und That. Daß Theobald recht gethan hat, gibst Du selber zu; über's Recht hinaus aber kann nur der Schelm!"

Justus nahm die polternde Rede des Oheims mit heiterer Miene hin. Er war längst mit sich im Klaren und seine Bedenken bezweckten nichts weiter, als eine Gewähr für die Festigkeit der Entschlüsse Theobald's zu gewinnen. Als ihm klar geworden, daß nicht die Hast der Gereiztheit, sondern ein tiefes sittliches Gefühl und eine sichere, im Kampfe gewonnene Ueberzeugung den Bruder zu diesem äußersten Schritt gedrängt hatten, da reichte er ihm die Hand und sagte:

„Wir haben uns beide von dem Ziele gewendet, wonach wir lange Jahre in redlichem Arbeiten, Hoffen und Harren gestrebt. Uns ging es wie jenem Baumeister, der erst beim Einfügen des Schlußsteins gewahrte, daß die Grundmauern nachgeben und er selbst unter dem Gewölbe erschlagen würde, das er mit so viel Sorgfalt auf schwankendem Untergrunde aufgerichtet. So laß uns denn ein neues Haus bauen, Theobald, ein helles, offenes Haus ohne dunkle Winkel und geheime Gänge, ein Haus, in das der lichte Sonnenschein eindringen kann und der frische Dreikönigswind, von dem die Sage geht, daß er Segen bringe in alle Gelasse, durch welche sein Hauch weht!"

Neuntes Kapitel.

> Ich habe gefunden, daß Mißverständnisse mehr Irrungen in der Welt machen als List und Bosheit.
>
> Goethe, Werthers Leiden.

Den Arm auf die Brüstung gelehnt, sitzt Klara auf dem Söller und schaut gedankenvoll in die Berge, um deren Lenden und Häupter die Nebel wie Gespenster schleichen.

Ein feiner Regen schauert nieder; über den See hin pfeift der Wind, und die Wellen tragen weiße Schaumkronen, die Vorboten anhaltend schlechter Witterung.

In Klara's trüben Blicken findet der trübe Himmel einen Wiederschein, und täuschen wir uns nicht, so hängen auch an ihren Wimpern etliche Tropfen. Ihre Rechte

ruht im Schooß und hält ein zerknittertes Papier. Es ist die Epistel einer Freundin.

Ach, diese leidseligen Freundinnen, die da meinen, die Einförmigkeit des Landlebens sei ungenießbar ohne den Sauerteig der Stadtneuigkeiten!

Klara hatte sich schon genug gehärmt über die vergebliche Erwartung des Geliebten; nun muß sie auch noch lesen, daß man allenthalben davon spreche, Rosamunde von Schimmelbein gedenke ihrem welkenden Lebenslenze einen Liebesfrühling aufzupfropfen. Der glückliche Bräutigam sei —

„Es ist doch wohl nur ein Gerücht!" dachte sie sich. Dabei fiel aber ihre Thräne gerade auf den verhängnißvollen Namen und verwischte die Züge bis zur Unleserlichkeit.'

In dem Augenblicke trat der Oberstjägermeister auf die Laube. Auch seine Miene kündete grämlichen Verdruß. Als er Wind und Wolken geprüft und, wie es schien, wenig Tröstliches gefunden hatte, sagte er unmuthig:

„Keine Aussicht, daß das heillose Wetter umschlage! Der See hat Flecken und die verdammten Nebel steigen allenthalben wie aus einem Hexenkessel auf. Höre, Klärchen, mich befällt nachgerade eine menschliche Schwäche. Ich glaube, die Luft ist mit Langeweile

geschwängert. Was hältst Du von einem kleinen Intermezzo in der Stadt? Glaubst Du nicht, daß uns dann der Spätherbst in den Bergen wieder um so trefflicher behagen würde?"

Klara stimmte ohne alle Widerrede bei. Des Vaters Wunsch war der ihre und sie versäumte nichts zur Beschleunigung der Abreise. Schon am folgenden Nachmittage waren die Läden aufgethan und die Fenster des schönen Hauses auf dem Glacis der Stadt geöffnet und vom Garten her zog der Blumenduft durch die gelüfteten Räume. Denn es waren just die letzten Tage der Rosenzeit. Klara hatte zu räumen und zu ordnen, aber ihre Blicke suchten immer wieder das offene Fenster, und so oft sich draußen ein Laut hören ließ oder der Sand unter einem Fußtritt knirschte, klopften ihr die Pulse merklich schneller.

Endlich — ja, er war es — sie erkannte ihn an Gang und Bewegung, obwohl sie sich nach dem einen flüchtigen, verstohlenen Blick gleich wieder abgewendet hatte. Der Vater empfing ihn in der Vorhalle mit lauten, gutmüthigen Vorwürfen, die er noch fortsetzte, als beide schon die Schwelle des Zimmers überschritten hatten.

Theobald sah ernst und angegriffen aus. Sein Gruß war nicht unfreudig, aber befangen, und gleicher

Weise klangen seine Worte. In seinem ganzen Wesen drückte sich eine ängstliche Verlegenheit aus, und Friesenecf mußte manche Frage wiederholen, ehe er die treffende Antwort erhielt. Das Gespräch stockte häufiger, als es sonst unter den Dreien der Fall war, und zuletzt verstummte Klärchen gänzlich. Sie glaubte zu bemerken, wie Theobald beständig ihren Blicken auswich, und dann kam ihr jedesmal der Liebesfrühling der verführerischen Rosamunde in den Sinn. Nach einer Weile schützte sie ein plötzliches Unwohlsein vor und verließ den Salon.

„Curios!" sagte der Oberstjägermeister gedehnt und sah ihr nach, bis sich die Thür hinter ihr schloß. Dann fuhr er zu Theobald gewendet fort: „So macht sie mir's nun seit Wochen! Es ist eine Wandlung vorgegangen mit dem Mädchen — finden Sie nicht, Theobald?

Dem jungen Manne stieg das Blut in die Wangen. Er schlug die Blicke zu Boden und versuchte stotternd eine Entgegnung. Da drohte ihm der Freiherr lächelnd mit dem Finger: „Alle Wetter, Ihre Worte klingen schief, als ob sie gegen den Wind lavirten. Wie wär's, mein junger Freund, wenn Sie den Curs geradeaus nähmen?"

Die Anspielung war zu deutlich, als daß sie hätte

unverstanden bleiben können. Wohl oder übel mußte sich Theobald zu einem Geständnisse bequemen, und als er erst die Schwierigkeit der Einleitung überwunden hatte, that er es auch mit dem gewohnten Freimuthe. Er bekannte seine Liebe zu Klara und legte die ganze poetische Wärme seines Gefühls in diese Erklärung. Aber der Schlußsatz klang wehmüthig und hoffnungslos.

Frieseneck hatte seine treue Freundin, die Cigarre, beiseite gelegt. Aus seinen Zügen sprach freudige Genugthuung und lauteres Wohlwollen. Als endlich Theobald's Vortrag eine sentimentale Färbung anzunehmen begann, unterbrach er ihn mit der Bemerkung, daß nach dem heitern Allegro ein lamentables Adagio gar zu übel klinge.

„Ueberlassen Sie die Molltöne den hysterischen Weibern!" sagte er, indem er die Hand auf die Achsel des Jünglings legte. „Daß Sie ein wackeres und treffliches Mädchen lieben, ist wahrhaftig kein Unglück, und — alle Wetter, Sie werden doch nicht etwa verlangen, daß man Ihnen den väterlichen Consens etliche Meilen weit mit Trompeten- und Paukenschall entgegentrage?"

„Ich bin arm und — bürgerlich!" erwiderte Theobald leise.

Frieseneck stampfte mit dem Fuße. „Des Teufels

sind Sie!" polterte er. „Habe ich Ihnen je den Baron fühlen lassen, wenn Sie um meine Tochter schlichen wie der Marder um die Taube? Halten Sie mir den Vergleich zu gute, aber Sie müssen einem Waidmann doch gesunde Augen zutrauen. Ihre Mittheilung überraschte mich nicht, denn ich habe sie erwartet."

Kleinlaut entgegnete Theobald: „Zürnen Sie nicht, daß ich in jenen Tagen der Trauer mit meinem Bekenntnisse zurückhielt. Es hätte mißtönend geklungen, solange der Sarg unserer kleinen Freundin noch offen stand. Und als mein Lucian starb, wie konnte ich da von meinem Glück und meinen Hoffnungen reden! Es war ein betrübender Zufall, der meinen Mund verschloß, aber mir wird jetzt klarer denn je, daß auch der Zufall seine Gesetze hat, und daß es mein Verhängniß war, damals noch zu schweigen."

„Das sind halbe Worte!" versetzte Frieseneck, durch die letzten Bemerkungen unwillig angeregt. „In Sentenzen läßt sich selbst eine Thorheit einkleiden. Sagen Sie mir lieber glatt und rund heraus, was Sie unter Ihrem Verhängnisse verstehen."

Einer so bündigen Aufforderung mußte Theobald genügen, so schweren Kampf es ihn auch kostete. „Als ich um die Liebe Ihrer Tochter warb", erwiderte er, „geschah es mit dem Bewußtsein einer Stellung in der

Gesellschaft, die den Standesunterschied einigermaßen aufhebt. Ich hatte die gewisse Anwartschaft, früher oder später meinen eigenen Herd gründen zu können. Nun bin ich daran, Beides zu verlieren."

„Julianus secundus!" rief der Oberstjägermeister, den die Erinnerung an früher Besprochenes sogleich die Absicht Theobald's errathen ließ. Zürnend erhob er sich vom Stuhle und durchmaß — die Hände am Rücken — mit raschen Schritten den Salon. „Die jungen Herren 'glauben, man mache sie für die politischen Grundsätze der Minister verantwortlich! Als ob es nicht auch andere ehrliche Kerle gäbe, die unbeschadet ihrer Ehrlichkeit sich doch mit den Zuständen abfinden, deren Rechtfertigung ihnen nicht obliegt. Alle Wetter! Es gehört ungemein viel Hochmuth dazu, sich selbst unter Tausenden für den einzigen Charakter zu halten."

Theobald war mittlerweile gleichfalls aufgestanden. Die Worte seines väterlichen Freundes trafen ihn tief und schmerzlich. Er bat, mit der Beurtheilung seiner Handlungsweise zurückzuhalten, bis die Motive entwickelt seien. Aber Friesenecк ließ sich nicht besänftigen.

„Ist es nicht Hochmuth", fuhr er fort, „so ist es eine Idiosynkrasie, eine Krankheit, die bei unserer

Jugend endemisch wird. Sie ist schnell fertig mit ihrem Urtheil und hält es für unfehlbar. In allen Dingen und über alles Maß ist sie kritisch geworden, und was der alte Goethe will, daß sie nicht blos das Schlechte, sondern vor allem das Treffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken lasse, klingt ihr eben wie eine anmaßliche Thorheit des Alters!"

Mit Ruhe und Bestimmtheit antwortete Theobald: „Sie täuschen sich, Herr von Friesenecks, wenn Sie glauben, daß mich blos der Widerwille gegen das System und die Politik des Ministeriums zu einem Entlassungsgesuche drängte. Um einer großen Hoffnung willen läßt sich eine kleine Geduld üben, und so wie die Verhältnisse jetzt sind, bleiben sie nicht. Jeder Versuch, den wandellosen Gang der Cultur zu hemmen, ist thörichte Danaidenarbeit. Bei mir aber handelt es sich um die Verletzung meiner sittlichen Würde, die ich selbst für eine kurze Uebergangszeit nicht ertragen kann. Aus der Größe des Opfers, das ich bringe, bitte ich Sie auf die Berechtigung meiner Handlungsweise zu schließen."

Menschen, die wir lieben, beleidigen uns ungemein leicht. Ihnen gegenüber sind wir am wenigsten geneigt, Widerspruch zu ertragen und auf die Gründe dieses

Widerspruchs zu achten. So ließ auch der Oberstjägermeister seinem jungen Freunde nicht Zeit, sich zu rechtfertigen. In seinen Augen gab es für einen so folgenschweren Schritt gar keinen Entschuldigungsgrund, und mit der Berufung an die sittliche Würde, meinte er, lasse sich kein Hund vom Ofen locken. „Der Vertrag zwischen Ihnen und dem Staate ist ein gegenseitiger. Nun werfen Sie ihm den Vertragsbrief zerrissen vor die Füße und machen es ihm unmöglich, seine Pflicht zu erfüllen. Darin liegt doch auch verdammt wenig Moral! Oder rechnen Sie darauf, daß er Ihnen eine Stelle anweist in einer Pfründneranstalt?"

Theobald biß sich auf die Lippe. „Dessen bedarf es nicht", antwortete er gereizt, „denn ich kann arbeiten!"

„Wollen Sie unter die Schreiber? Dann wünsche ich Glück zur Kameradschaft! Oder unter die Literaten? Servum pecus, sagt mein Freund Horaz! Oder haben Sie etwa ein Handwerk gelernt?"

„Ich bin nicht zu alt, um Vieles noch zu lernen!"

„Wohl gesprochen, mein Lieber. Zwar will es mir drollig vorkommen, Sie als Lehrbursche oder Ladenjunge zu denken, aber die Zeit lehrt Alles gewöhnen und entwöhnen. Ich bin nicht adelstolz, so wahr ich Friesenegg heiße; dennoch fühle ich, daß auch die Vorurtheilslosigkeit eine Grenze habe. Das Handwerk wird

mir's nicht verübeln, wenn ich gestehe, daß ich meine Tochter weder für den Ladenpudel noch für die Werkstube erzogen habe."

Das war klar und bündig gesprochen. Theobald wußte nnn, woran er war, und seine Absicht, die Beziehungen zu klären, war erreicht. Er empfahl sich, und der Abschied des Oberstjägersmeisters klang frostig und förmlich.

Als er aus der Flur des Hauses heraustrat in den Garten, huschten die letzten rothgoldenen Streiflichter des Abends durch das Geäste der Rüstern und sprangen von Blumenbeet zu Blumenbeet, und die Reseden an den Rabatten verschwendeten Wohlgerüche. In den Glacisalleen gingen geputzte Leute spazieren, und auf den Wiesflecken tummelten sich Kinder und Mägde. Es war eben Feierabend geworden. Handlanger und Tagelöhner kehrten von der Arbeit heim, plauderten und lachten laut und ließen sich den Umweg um die Stadt und durch die freundlichen Anlagen nicht gereuen. In seiner Mißstimmung kam es Theobald vor, als hätten es just heute alle Menschen darauf angelegt, mit ihrer Freude recht schmerzlich an seine Seele zu rühren. Er bog rasch in die innere Stadt ein und suchte den einsamsten, dämmerigsten Weg aus, der zur Wallgasse führte.

Justus war eben von der Baustätte heimgekehrt, als der Bruder eintrat. Er sah ihm den Kummer von den Augen ab und fragte theilnehmend, was ihm fehle. Jetzt erst brach Theobald's lang gewahrte Seelenstärke zusammen. Er lehnte seine beiden Arme auf Justus' Achseln, barg den Kopf in die Hände und weinte. Es gibt Thränen, deren sich auch der Mann nicht zu schämen braucht. Die Fülle erschütternder Ereignisse übte einen allzu gewaltigen Druck auf den Jüngling aus, der bisher nach allen Richtungen vom Glücke getragen und wohl auch verwöhnt war. Binnen wenigen Wochen hatte man sich von allen Seiten redlich bemüht, seinen Glauben an Wahrheit und Ehrlichkeit zu untergraben. Er stand am Sterbelager des geliebten Jugendfreundes. Einem allzu warmen Ehrgefühle hatte er seine Lebensstellung mit allen Aussichten auf eine freundlich gestaltete Zukunft geopfert. Nun traf ihn auch der Verlust der Geliebten und die tief kränkende Mißkennung seines Wollens und Handelns!

„O Justus", klagte er, „es ist wahrhaftig schwer, rechtschaffen zu bleiben! Wer nicht den betretenen Weg derer wandelt, die sich das Unrecht gefallen lassen und ihr Gewissen mit dem Drange der Verhältnisse beschwichtigen, ist verloren. Vieles läßt sich ertragen, aber über ein Maß hinaus wird uns die Last zu schwer!"

Da legte ihm Justus die Hand auf den Scheitel und erwiderte: „Du hast die Knabenjahre hinter Dir, Theobald, und mußt ertragen lernen. Nur einmal hattest Du Recht zu sagen: Ich kann nicht mehr; denn hier standest Du an der Grenze des Sittlichen. Jeder andere Verlust aber ist nur im Augenblicke schmerzlich, und die Zeit gewährt nicht blos Trost, sondern auch Ersatz. Das weiß ich Alles aus eigener Erfahrung. Nicht wie Sir Falstaff, der lieber Alles ertrug als ein Unglück, laß uns lieber jedes Unglück ertragen als einen Flecken Schande und freudiger Alles opfern als unsere Freiheit und unsere Ueberzeugung. Glück auf, mein Theobald! Jetzt erst sind alle Fesseln gefallen, die Dich noch an frühere Verhältnisse und Beziehungen banden. Von heute ab ist nach des Oheims Willen mein Haus Dein Haus; Du sollst drin schaffen und walten als freier Eigener, und sie sollen Dich achten lernen, nicht Deinen Stand. Fortan gehen wir zusammen, Bruder!"

Theobald wollte erwidern, aber Justus legte ihm lächelnd die Hand auf die Lippen. „Ich weiß, was Du sagen willst", fuhr er fort, „es hilft Dir aber nichts. Du mußt den Freiherrn verschmerzen, der Dir um des Gewerks willen die Hand der Tochter versagte, und das Töchterlein selbst, wenn's auch so schön

wäre wie Melusine. Du hast es gehört, die Jungfer ist für die Werkstube nicht erzogen, und auch der alte Herr wird das Zeug nicht haben, sich vollends mit dem bürgerlichen Eidam zu versöhnen, selbst wenn dieser Staatskanzler geworden wäre. Zur Sippe gehörst Du nun einmal nicht!"

Meister Ebenstreit war leise ins Zimmer getreten. Als er die Gruppe gewahrte und dessen gedachte, was ihm der fernsehende Justus von kommenden Dingen längst schon prophezeit hatte, begriff er auch alsbald das Vorgefallene. Ohne vorerst die Brüder, die seinen Eintritt nicht bemerkt hatten, zu stören, blieb er an der Schwelle stehen und lauschte. Was er hörte, war, wie er meinte, nicht blos nach seinem Sinne, sondern nach dem Herzen Gottes.

Justus hielt ein. Da trat er auf die Ueberraschten zu, faßte ihre Hände und sagte: „Mein Eid, Dein Bruder hat Recht, Theobald! Wer den Kaiser zum Schwäher hat, ist noch lange kein Gesalbter, und daß er Honig frißt, macht den Fuchs nicht zum Bären. Das ist nun einmal die Ordnung der Welt, und Dich darf's nicht verdrießen, Theobald, so wenig als mich. Also laß sie ihrer Wege gehen und schlage Du den Deinen ein. Er führt nicht zu Titel und Orden, aber zur Ehre, und Bürgerehre wiegt respective nicht geringer als

Landgrafenehre. Als ich Dich schon vor etlichen acht Jahren zum Handwerk warb, hab' ich mich blos in der Zeit vergriffen. Sein sollen hat es doch, und nach Rom kommt man auch auf Umwegen. Drum sei guten Muths, mein Junge. Was Du mehr gelernt hast, als Du brauchst, wird Dich nicht drücken, und was hinter Dir liegt, laß liegen. Jetzt bist Du selbst der Mann; kein Minister, kein Junker und kein Pfaff kann Dich mehr aus dem Gleise bringen. Gott walt's!"

Zehntes Kapitel.

Es tragen sich die morschen Pfeiler kaum,
Der Boden wankt, der Glauben ist verloren!
Chamisso, Gelegenheitsgedichte.

Der Fürst hatte sich mit seiner Gemahlin gründlich versöhnt. Er lernte ihre Tugenden kennen, ihre Entschiedenheit, ihren Scharfblick, ihre Gewandtheit in Staatsgeschäften, so oft er sich an ihren Rath wendete. Die neuen Minister mit ihren ermüdenden Vorträgen hatten längst seine Geduld erschöpft, und er wußte es der erlauchten Fürstin Dank, daß sie ihm allgemach diese schwere Last abnahm und ihm wieder Muße gewährte für seine kleinen Passionen, die er sich seit La Rochelle's Abgang hatte versagen müssen.

Mit ungewöhnlicher Energie griff diese in die

Zügel des Regiments. Sie wußte die Minister zu geschmeidigen Handlangern ihres Willens zu machen, und dieser Wille war mit zäher Entschiedenheit dahin gerichtet, die letzten Spuren der bisherigen heillosen Demokratenwirthschaft und des Freimaurerthums zu verwischen.

Freiherr von Luchsberg, der Ministerpräsident, war ihr treuester Genosse. Beide verdankten sich gegenseitig zu viel, um nicht durch die Gemeinsamkeit der Interessen an einander gefesselt zu werden. Zudem entwickelte der Freiherr im Umgange mit Frauen eine ungemeine Anziehungskraft, und die fromme Fürstin gab sich in allen übrigen Dingen einer solch bewundernswerthen Ascetik hin, daß sie wenigstens in Sachen ihres Herzens eine Ausnahme machen durfte. Seitdem sie wieder die Pflicht auf sich genommen hatte, die schwere Last weltlicher Geschäfte zu tragen, behauptete sie auch das Anrecht auf weltliche Gefühle. Lange Jahre voll dürrer Oede und Einsamkeit hatte sie darauf verzichten und ein leidenschaftlich angelegtes Herz unter künstlicher Eisdecke verbergen müssen. Seit dem Treubruche La Rochelle's war ihr die Wonne klopfender Pulse und sehnsüchtiger Erwartung fremd geworden; dafür wollte sie nun auch in verdoppelten Zügen das neue Glück genießen.

Luchsberg fand sich mit gewohnter Meisterschaft in der Rolle des geliebten Freundes zurecht. Während er — Gesetz und Verfassung mißachtend — die volle Regierungsgewalt der Willkür der Fürstin überließ, beutete er ihre Gunst für sein persönliches und für das Interesse seiner eigenen Günstlinge aus. Die Corruption des Beamtenstandes erreichte den Höhepunkt. Selbst die Minister der übrigen Ressorts, obwohl nichts weiter als die Creaturen der Durchlaucht und ihres Premiers, selbst der geschmeidige und charakterlose Herr von Schimmelbein fing an, die öffentlichen Zustände für bedenklich zu erklären. Eine leise Andeutung des letztern hatte eine Scene veranlaßt, in welcher Luchsberg den Collegen mit wegwerfender Verachtung behandelte.

Schimmelbein gehörte nicht zu den sanften Naturen, welche Beleidigungen in den Sand schreiben. Der Freiherr schuldete ihm ohnedies noch Abrechnung, denn seinem mißglückten Kupplerversuche verdankte er die „schiefe Stellung“, in welche seine Rosamunde dem Fürsten gegenüber gebracht wurde. Böse Zungen hatten dem hohen Herrn die Geschichte von dem schönen blonden Secretär erzählt, welcher die Ehre, einen Actäon zu spielen, so schnöde zurückwies. Der Fürst ärgerte sich, daß seine Geliebte ohne höhere Ermäch-

tigung die Anziehungskraft ihrer Reize auch außerhalb des Kabinets versuchte, und entließ sie. Für diese Zurücksetzung konnte selbst die aus der fürstlichen Privatschatulle ausgeworfene Pension nicht entschädigen.

Seltsamer Weise hatte aber Herr von Schimmelbein trotz dieser Krisis die allerhöchste Gunst sich persönlich zu retten gewußt. Die Neigung, die ihm der Fürst schenkte, gründete auf seinen unvergleichlichen gesellschaftlichen Talenten, welche ihn in dem kleinen vertrauten „cercle“ der Durchlaucht unentbehrlich machten. Von diesem archimedischen Standpunkte aus unternahm er es, den Premierminister im neuen Schlosse mit Glück und Geschick aus den Angeln zu heben. Eine leise Regung der Eifersucht setzte sich im Herzen des Fürsten fest und ward gefahrdrohend für die kaum ins Leben gerufene Familienharmonie.

Luchsberg ahnte die Gefahr nicht. Er hielt sich für geborgen und unangreifbar unter dem Schilde der Fürstin. Noch weniger fiel dem Arglosen die finstere Miene des Domherrn auf, dessen Treue er sich versichert hielt. Es war zu viel Gemeinsames in ihren Errungenschaften, in den viel verschlungenen Wegen, welche beide zum Ziele führten, als daß er von dieser Seite einen Verrath hätte befürchten sollen. Er kannte eben den geistlichen Herrn, diese unberechenbare Größe,

nicht. Am allerwenigsten konnte er vermuthen, daß das Herz des armen Cölibatärs wie ein Wrack auf der stürmischen See der Eifersucht umhertreibe. Hatte ihm nicht Sander selbst tausendmal versichert, daß er eine natürliche Waffe gegen alle Anfechtungen weiblicher Reize besitze?

Aeußerlich wußte der Domherr auch den Schein noch zu retten. Desto heftiger gor und brandete es ihm in der Seele, wenn er merkte, wie die Fürstin tagtäglich mehr mit der weltlichen als mit der geistlichen Macht verkehrte. Er fühlte, daß sein Einfluß, wenn auch nur tropfenweise, abnahm. Noch empfindlicher aber traf es ihn, als er sich auch anderwärts in den Schatten gestellt sah.

Neuerer Zeit drang nur selten mehr der zärtliche Name Tobi über die Lippen der schönen Aurelie, und das leise Pochen, auf dessen berechnete Taktschläge sich ehedem ihr Boudoir selbst am späten Abende wie vor einer Wünschelruthe öffnete, blieb sehr oft ungehört. Und dennoch waren die Fenster erleuchtet, und auf der vorgezogenen Gardine zeigten sich die Schattenbilder zweier Köpfe, die unmöglich alle beide der Kammerfrau angehören konnten.

Sander stellte sich auf die Lauer. Er hatte dieses seinerzeit schon als Zögling des Convicts nicht ohne

Glück versucht. Jetzt that er es vorzugsweise nur aus Sorge für das Seelenheil seines geliebten Beichtkindes.

Die Nacht war sternenhell; nur in dem kleinen Schloßhofe warfen die vorspringenden Pilaster der Durchfahrt undurchdringliche Schatten in den Winkel, den er sich zum Standpunkte gewählt hatte. Sein Blick war unverwandt emporgerichtet zu der verhängnißvollen Gardine mit dem lebendigen Schattenspiele. In dem Augenblicke, als oben die Lichter verloschen, huschte unten eine Gestalt aus dem Seitenpförtchen, die mit dem Freiherrn von Luchsberg eine verwünschte Aehnlichkeit hatte.

„Durchlaucht haben zu bestimmen!" bemerkte des andern Morgens der Domherr zur Fürstin, die ihn zu sich beschieden hatte, um seinen Rath zu vernehmen. Es handelte sich um die Bestrafung eines Hofdieners, dem ein plumper Betrug zur Last gelegt war.

„Ich frage Sie nicht um die Grenzen meines Bestimmungsrechts", entgegnete die Fürstin verdrießlich. „Ihre Ansicht in der Sache will ich hören."

Sander rieb sich das glatte Kinn und erwiderte nach kurzer Ueberlegung: „Ich bin nur allzu gern bereit, zu vergeben, solange nicht ein öffentliches Aerger-

niß vorliegt. Wer jedoch nicht die Klugheit besitzt und den Schein zu retten weiß, verdient die Strafe im vollen Maße. Die beleidigte Gesellschaft will gesühnt sein, nicht die Gerechtigkeit, die dessen nicht bedarf."

Für einen Charakter, wie jener der Fürstin war, lag ein verfänglicher Reiz in dieser kühnen Lehre des Priesters. Ihre Tugend war der Schein, die äußerste Ruhe und Glätte, wenn auch im Innern die Leidenschaften brandeten und jedes Verlangen ungeduldig nach Erfüllung strebte. Nun fand sie die Rechtfertigung ihres ganzen Wesens in den Worten des geistlichen Freundes, der seine staunenswerthe Herzenskunde verwerthete, um der hohen Gönnerin zu Gefallen zu reden. Er hatte mit allem Nachdrucke betont, daß er den Sünder bemitleide, aber den Mann verachte, der die Sünde nicht mit dem Mantel des Anstandes zu bekleiden wisse, und es lag ihm daran, diese Theorie mit praktischen Beispielen zu beleuchten. Eine günstigere Gelegenheit, mißliebigen Personen einen dunklen Flecken anzuhängen, konnte sich nicht bieten. Sander hatte Zutritt in tausend Paläste und Hütten. Er kannte die Mysterien des Salons wie der Kellerkeuche des Bettlers, und die Fülle seiner Erfahrungen bot ihm reiches Material. Um die edle Wißbegierde der Durchlaucht zu befriedigen, ward manches Familien-

geheimniß entschleiert und zu einem öffentlichen Skandal umgestempelt.

Plötzlich unterbrach er sich selbst in dem Strome seiner Enthüllungen. Er ließ den begonnenen Satz unvollendet und schwieg. Aber gerade damit stachelte er die Neugierde und die Fürstin verlangte entschieden eine Fortsetzung der kleinen Romane, die er so spannend zu erzählen wußte.

„Und wenn ich damit die Gefühle meiner gnädigsten Gebieterin verletzte?" fragte er mit fein erkünstelter Verlegenheit.

Die Fürstin verzog die Lippen zu einem sarkastischen Lächeln. „Wie, Hochwürden", entgegnete sie, „wollen Sie vielleicht ein Kapitel aus Ihren eigenen Leben zum Besten geben?"

Der Domherr fühlte sich durch den Spott verletzt, und in dieser Stimmung fand er gerade die rechte Form der Entgegnung. Das Abenteuer unter dem Fenster von Aureliens Schlafgemach, wohin ihm selbstverständlich nur der Zufall die Schritte gelenkt hatte, bildete einen hübschen Schluß seiner Erzählungen aus Tausend und einer Nacht.

Der Name Luchsberg's in solcher Gesellschaft lockte eine tiefe Röthe auf die Wangen der Fürstin. Sie war nahe daran, den Schein zu verlieren und

ihre Jugend zu vergessen. Aber der nächste Augenblick brachte wieder Fassung, und das Herz barg seine Bewegungen unter den Falten der Stirn. Das war jedenfalls klüger und konnte als sittliche Entrüstung gelten. Um dieser willen verlangte sie überzeugende Beweise. Der Domherr berief sich auf die Standkundigkeit, auf seine eigenen Augen.

„Ich traue nur den meinen!" erwiderte die Fürstin rasch und befehlend.

Auch dem konnte Genüge geschehen. Nach wenigen Tagen geleitete Sander die Durchlaucht durch die engen Corridore des alten Residenzflügels nach den abgelegenen Gemächern der Kammerfrau. Die Fürstin besaß den Schlüssel zu der geheimen Pforte, die unmittelbar in Aureliens Boudoir mündete. Die Ueberraschung gelang vollständig.

An der Schwelle des Gemachs verharrte die hohe Frau eine peinliche Minute. Sie hatte die Arme unter der Brust gekreuzt; die Züge ihres alabasterweißen Gesichts verriethen die unsagliche Gewalt, womit sie Schmerz und Grimm in der Seele niederhielt. Nur um die Mundwinkel zuckte verächtlicher Hohn, und ihre Blicke blendeten wie Wetterleuchten.

Bei dem Geräusche des Eintritts hatte sich Aurelie aus der zärtlichen Umschlingung Luchsberg's losgewun-

den und war mit einem Ruf des Schreckens aufgesprungen. Im nächsten Augenblicke bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und näherte sich wankend und sprachlos der Herrin. Indem sie vor ihr auf die Kniee sank, brach sie in heftiges Weinen aus.

Ein gebieterischer Wink traf den Domherrn, den die Wirkung dieser Scene doch mehr aus der Fassung brachte, als er sich vorgenommen hatte. Er beugte sich zu der Kammerfrau nieder und ergriff sachte den schönen, entblößten Arm. Erschreckt, wie von der kalten Berührung einer Schlange, fuhr Aurelie empor. Sie trat einen Schritt zurück; mit einer Geberde des Abscheus legte sie die Hand wie schützend auf die Stelle, welche die Finger des Priesters berührt hatten; dann folgte sie dem stummen Geheiß der Fürstin, die mit erhobenem Arm auf die nächste Thür deutete.

Unterdessen hatte Luchsberg Zeit gewonnen, sich einigermaßen zu sammeln. Seine noble Gewandtheit half ihm über die Unbehülflichkeit hinaus, welche den Roturier in einer derartigen verfänglichen Lage gern überrascht. Um nicht den völlig unthätigen Zuschauer machen zu müssen, hatte er nach dem Hute gegriffen und beschäftigte sich ernstlich damit, den Filz von jedem Stäubchen zu befreien. Als Aurelie das Gemach verließ, wendeten sich unwillkürlich seine Blicke nach ihr

und begegneten auf der Rückkehr auch der Fürstin. Sie maß ihn eben von der Sohle bis zum Scheitel, und ein schwacher Hauch von Röthe flog über ihre Wangen. Es überraschte sie etwas wie Scham in die Seele des Mannes, dem sie um Einiges mehr als ihr vollstes Vertrauen geschenkt hatte. Zum zweiten Male war es ihr vorbehalten, die gleiche Erfahrung zu machen, und die Gestalten La Rochelle's und Sybillens schwebten ihr lebhaft vor der Seele.

Sie trat einige Schritte vor. Mit gedämpfter, aber sicherer Stimme bemerkte sie: „Ich untersage dem Freiherrn von Luchsberg, seinen Fuß wieder über den gefriedeten Bann des Hauses zu setzen, in dem ich unbedingt herrsche. Der Premierminister aber wird dafür sorgen, daß ich ihm nur auf neutralem Gebiete begegne."

Dann wandte sie sich kalt und stolz ab, legte die Hand auf den Arm des Domherrn und verließ das Zimmer.

Luchsberg verharrte noch etliche Sekunden in der demüthigen Stellung eines Verurtheilten, über den der Stab gebrochen ward. Er hatte sich Vorwürfe erwartet und war auf Erwiderungen und Ausflüchte gefaßt. Dieses bedingungslose Anathem ging wider sein Erwarten und wider die Ueberzeugung, die er von seinem

persönlichen Einfluß nicht auf die Fürstin, sondern auf das Weib hatte.

Längst war jedes Geräusch von Tritten im Corridor verhallt, als er sich endlich aufraffte und mit einem lauten „Verdammt!" seinem gepreßten Herzen Luft machte. Er ballte die Faust gegen die Thür und murmelte leise zwischen den Zähnen: „Verrath gegen Verrath! Wir rechnen noch ab mit einander, Hochwürden!"

Wer hat nicht schon die bittere Ironie des Zufalls erfahren, der unsern schlimmen Absichten williger entgegenkommt als unsern wohlmeinenden Plänen? Gewöhnlich betäuben wir in solchen Fällen die Stimme des Gewissens mit einer Hinweisung auf den Wink des Schicksals, wenn wir auch sonst in guten Dingen auf derartige Winke wenig geben.

So erging es auch dem edlen Freiherrn von Luchsberg. Die Kunde, welche ihm des andern Morgens sein vertrauter Kammerdiener hinterbrachte, war wie dazu gemacht, ihm für den Verrath seiner kleinen Liebschaft Genugthuung zu verschaffen.

Der sogenannte Diebsthurm, ein Rest der Stadtbefestigung, dessen bombenfeste Kasematten auf ihre kriegerische Bestimmung längst verzichten und dafür die friedliche Aufgabe einer sichern Untersuchungshaft übernehmen mußten, hatte seine gewaltige Pforte einem

neuen Gaste geöffnet. Der Eisenmeister empfing den stämmigen, rothköpfigen Burschen wie einen alten, längsterwarteten Bekannten. Wer sollte auch den Stubenknecht-Jonas, diesen allerweltläufigen Charakterkopf, nicht kennen?

„Haben sie Dich endlich einmal beim Plattmachen erwischt, Jonas?" Mit diesem Willkommsgruße geleitete der joviale Thurmvogt den Ankömmling in eine der Kasematten, deren Zustand und Einrichtung selbst hinter den bescheidenen Erwartungen des Burschen zurückblieb.

„Gott straf' mich!" entgegnete Jonas, indem er, die Hände in den Hosentaschen, sich der Breite nach an den Eingang stellte und verächtlich ausspuckte. „Das ist eine Armesünderkeuche! Gebt mir ordentlich Quartier, wie sich's für einen ziemt, der noch lange nicht auf den Büttel wartet."

Die Rede hatte ihren Fug, aber Gewalt geht vor Recht. Mit einem derben Ruck schob der Eisenmeister seinen jüngsten Miethsmann in das düstere Gelaß und bemerkte, während er die Thür ins Schloß warf: „Laßt Euch vor der Hand dran genügen, Jonas. Die hohen Herren, die Euch hier besuchen, werden an Eurer Einrichtung keinen Anstoß nehmen!"

Ganz getroffen hatte es der Diener der heiligen

Hermandad mit dieser Prophezeiung nicht, denn schon des andern Tages mußten sich die Pforten desselben Gemachs vor den gebietenden Worten des Premierministers öffnen, und Jonas empfing einen Besuch, den er selbst am wenigsten gehofft hatte.

Die Unterredung unter vier Augen dauerte geraume Zeit und schien zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgefallen zu sein. Luchsberg rieb sich mit boshaftem Lächeln die Hände, als ihm der Eisenmeister unter ehrfurchtsvollen Bücklingen wieder das Ausgangsthor öffnete, und dieser selbst empfing am nächsten Morgen vom Untersuchungsrichter die Weisung, den Inculpaten in das anständigste Gemach des Diebsthurms übersiedeln zu lassen. Die Fernsicht in die freundliche Umgebung der Stadt, Luft und Sonnenschein, welche die hohen Bogenfenster in reicher Fülle einließen, dazu eine nahrhafte Kost und ein bequemes Lotterbett wirkten so wohlthätig auf die Gemüthsstimmung unseres fuchsköpfigen Freundes, daß ihm bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung die Bekenntnisse einer schönen Seele nur so von den Lippen flossen. Mit einer Alles übertreffenden Offenheit beichtete er alle seine großen und kleinen Sünden und appellirte mit dieser thätigen Reue an die Mildherzigkeit seiner Richter in gleichem Maße, wie an die Neugierde und Ueberraschung des Auditoriums.

Die Untersuchung gewann alsbald den Charakter einer cause célèbre. Man balgte sich um einen Platz im Zuhörerraum, denn jedes Verhör brachte neue Skandalgeschichten, in welche der reumüthige Jonas seine ehemaligen hohen Gönner unbarmherzig verwickelte. Trotz der Abwehr des in tiefster Loyalität befangenen Staatsanwalts, trotz der wachsenden Verlegenheit des vorsitzenden Richters gab der Bursche alle die schmuzigen Handlangerdienste zum Besten, welche er namentlich für den Domherrn Tobias Sander seit einer Reihe von Jahren gegen allerdings anständigen Sold zu verrichten hatte. Die meiste Anziehungskraft aber äußerte die Geschichte jenes Briefdiebstahls bei dem ehemaligen Ministersecretär. Der Domherr hatte hierzu Weisung und Instruction ertheilt; er war der moralische Urheber des Verbrechens. So wurden nicht nur die Flecken am priesterlichen Talare aufgedeckt, auch die Geheimnisse des fürstlichen Hauses fanden ihren Weg in die Oeffentlichkeit.

Diesen unerwarteten Enthüllungen entsprach die Wirkung. Von Stunde zu Stunde steigerte sich die Aufregung in allen Kreisen, und was bisher der Einzelne als gefährliches Geheimniß für sich behalten hatte, wanderte nun von Ohr zu Ohr. Die Aussagen des unverschämten Jonas bildeten nur das erste Glied einer

unendlichen Kette von falschen und wahren Inzichten, von Thatsachen und Erdichtungen, welche man den ersten Beamten des Staats, dem Pfaffenregimente, ja der Fürstin selbst aufbürdete. Dem Premierminister erging es wie dem Goethe'schen Zauberlehrlinge. Er vermochte die bösen Geister, die er entfesselt hatte, nicht mehr zu bannen, und bald schwankte er selbst über dem Abgrunde, den er seinem bisherigen treuen Bundesgenossen geöffnet hatte.

Es war Zeit, dem unerquicklichen Schauspiele ein Ende zu machen. Am sechsten Tage, als die Untersuchung noch im lebhaftesten Gange war, trat plötzlich eine Unterbrechung ein, welche zwar neuen Stoff zu Verdächtigungen bot, aber doch nebenbei dem Skandale ein Ziel setzte.

Als der Eisenmeister Jonas zum letzten Verhöre vorführen sollte, fand er dessen Zelle leer. Weder die reizende Fernsicht, noch die sonstigen vielen Annehmlichkeiten dieser Haft konnten den undankbaren Burschen vermögen, dem jovialen Burgvogt länger zu Gaste zu sitzen. Der Vogel war ausgeflogen. Wer ihm die ikarischen Schwingen zu diesem Fluge verlieh, wußten mit Sicherheit nur er selbst und noch einer. Beide aber schwiegen mit staunenswerther Beharrlichkeit.

Die tiefwurzelnde Pietät für die Person des Fürsten bildet einen Grundzug im politischen Charakter des deutschen Volks. Vom Standpunkt des heutigen Liberalismus gehört zwar einiger Muth dazu, diese für eine politische Tugend zu erklären; und doch ist sie eine. Solange das Königthum nicht nur eine historische, sondern auch eine in den thatsächlichen Verhältnissen gründende Berechtigung hat, so lange muß dem Volke die Person als die Vertreterin des Princips eine geheiligte und unantastbare sein. Wir unterscheiden dies wohl von dem Fetischdienste, womit man da und dort vor der Gottesgnadenschaft die Kniee beugt.

Unsere Behauptung bewährte sich bei den letzten Vorfällen in der kleinen Residenz. Im Allgemeinen blieb die Person des Fürsten unbehelligt von dem Wettkampf der bösen Zungen. Man verurtheilte dessen Günstlinge und Rathgeber, aber ihm selbst zollte man aufrichtiges Mitleid. Waltete doch in seiner ganzen Umgebung nur Lüge, Verrath und Treulosigkeit. Eine von Parteileidenschaft verblendete Camarilla hatte alle seine Schwächen abgelauscht und zu ihren selbstsüchtigen Zwecken verwendet. Selbst das Gute und Treffliche, was er anstrebte, trat nur verdunkelt und verunstaltet über die Bannmeile des Residenzhofes, und jene, welche sein wärmstes Vertrauen genossen, täuschten ihn am

meisten über die Erfolge seiner guten und schlechten Handlungen.

Luchsberg hatte dafür gesorgt, daß die Ergebnisse der Untersuchung gegen Jonas zur allerhöchsten Kenntniß gelangten. Als nun der Bursche Manches aus der Schule zu schwatzen begann, was gegen den Vertrag mit der Excellenz ging, und keine Macht dem Strome seiner Enthüllungen und Bekenntnisse mehr Einhalt thun konnte, war das Interesse des Fürsten für den Gang der Verhandlungen bereits so weit gediehen, daß alle Versuche, die ins Kabinet gelangenden Mittheilungen zu fälschen, mißglückten. Noch nie hatte sich die Durchlaucht so eifrig mit der Tagespresse beschäftigt als während dieser verhängnißvollen Tage. Diese brachte aber nicht nur die Verhandlungen in aller Breite, sondern versah sie auch noch mit zierlichen Randglossen. Der Fürst las Alles; nicht genug, er hatte auch noch einen mündlichen Vermittler, den er in geheimer Audienz empfing, Niemand wußte, wen.

Wie eine schwere Wetterwolke lag es über der Residenz. Seit zweimal vierundzwanzig Stunden hatte die Durchlaucht weder mit der Fürstin, noch mit den Ministern, noch mit einem der Kammerherren verkehrt. Den Domherrn überraschte ein gnädigstes Handbillet, welches ihm die schwere beichtväterliche Last vorläufig

abnahm und ihm eine Siesta in dem wenige Meilen von der Stadt entfernten Kloster der Ligorianer empfahl.

Am Morgen des dritten Tages standen die fürstlichen Reisewagen vor dem Portale des alten Schlosses. Dem Wunsche ihres Gemahls entsprechend benutzte die Fürstin die schönen Spätherbsttage, um sich durch eine Luftveränderung von den Sorgen der Regierungsgeschäfte einigermaßen zu erholen.

Ein panischer Schrecken erfaßte die Gemüther, vom Hofmarschalle herab bis zum Küchenjungen, der seine Hände nicht ganz sauber wußte, vom Kanzleiboten, dem man bisher um seiner sonstigen Brauchbarkeit willen, beharrlich durch die Finger gesehen, bis hinauf zum Minister. Und dies Alles in Folge des Verhörs eines Lumpen und Taugenichtses! Luchsberg schlug sich vor die Stirn und verwünschte den Dämon, der ihn an die Pforte des Diebsthurms geführt!

Das Gerassel der Hofwagen, die, von den Blicken einer neugierigen, heimlich flüsternden Menge verfolgt, über das Pflaster des Residenzhofes hinflogen, war verhallt. Der Fürst war im letzten Augenblicke an das Fenster getreten. Als er sich von der wirklichen Abreise der Gemahlin überzeugt hatte, ließ er den dienstthuenden Kammerherrn vor sich rufen.

„Senden Sie nach dem Oberstjägermeister!" herrschte er den Eintretenden an. „Ich will ihn sprechen — augenblicklich!"

Der Mann mit der Gipslarve öffnete den Mund, aber die Stimme versagte ihm. Die Angst vor dem erzürnten Gebieter hatte ihm den Kehlkopf zugeschnürt.

„Nun, was zögern Sie, Baron?" fuhr ihn der Fürst heftig an.

„Verzeihung, Durchlaucht", entgegnete der Erschreckte mit halber Stimme, „Freiherr von Friesen-eck ist meines Wissens seit drei Wochen verreist."

Der Fürst stampfte mit dem Fuße. Höhnisch erwiderte er: „Ihres Wissens? Sie wissen nichts, Baron, weniger als nichts. Sie werden mir den Oberstjägermeister holen, selbst holen. Verstehen Sie?"

Der Kammerherr verneigte sich und trat ab. Er sah dem „schadhaften Mann", der zum Galgen geht, frappant ähnlich.

Nach einer Viertelstunde konnte er der Durchlaucht zu seiner Rechtfertigung melden, daß Friesen-eck in der That vor etwa drei Wochen mit seiner Tochter eine Reise nach Italien angetreten habe.

Der Fürst vernahm die Nachricht mit gesteigertem Verdrusse. Nach einigen sehr verständlichen Aeußerungen

des Unwillens gab er Auftrag, augenblicklich eine telegraphische Depesche an den Grafen von La Rochelle abzusenden. Er forderte ihn, den bewährten Staatsmann, den einzigen wahren Freund, zur beschleunigten Rückkehr auf. Dem Verkannten und Verleumdeten wolle er jede Garantie erneuter und unverbrüchlicher fürstlicher Gnade gewähren. Er lege das Schicksal des treulos verwalteten Staates wie Frieden und Glück des eigenen Hauses in seine Hände.

Die Antwort erfolgte rasch. Lucinde berichtete dem Fürsten, daß ihr Gatte an Geist und Körper leide. Sein Siechthum gestatte es nicht, ihm eine Nachricht zu hinterbringen, deren Inhalt nach dem Ausspruche der Aerzte eine gefahrvolle Wirkung auf den Kranken äußern würde.

„Ich bin ein einsamer, freundloser Mann!“ klagte der Fürst, als er die abweisenden Zeilen gelesen hatte. „Jeder Bettler in meinem Lande ist reicher, denn er weiß eine Seele zu finden, der er völlig vertrauen kann. Meine Macht ist Schein! Nicht einen Steg kann sie bauen über die Kluft, die mich von treuen Menschenherzen scheidet. Ich bin ein einsamer, freundloser Mann!“

Das Volk hatte Recht, daß es seinen Fürsten nicht verurtheilte, sondern bedauerte.

Zuweilen gedachte die Durchlaucht noch eines Mannes, dem etwa die Ausgleichung dieser Bedrängnisse gelingen könnte. Aber ein zwischen Scham und Furcht schwankendes Gefühl ließ ihn den wiederholt aufkeimenden Gedanken unterdrücken. So blieb Doctor Julian unbehelligt. Damit entging er auch der Nothwendigkeit, durch eine abschlägige Antwort zu verletzen Denn sein Entschluß war bereits zur Reife gediehen und der neue Lebensplan im Grundriß fertig. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte ihm überraschend schnell einen glänzenden Namen gemacht. Die Universität X. bot ihm die offene Stelle als Lehrer des Staatsrechts und Julian bereitete sich vor, diesem ehrenvollen Rufe im kommenden Frühjahr Folge zu leisten.

So blieb das Staatsschiff eine Zeit lang ohne Pilot. Die anschwellenden Wogen der Parteileidenschaft schlugen an seine Flanken und brachten sie aus den Fugen. Auch die neue Wahl der Staatslenker, die der ängstlich und mißtrauisch gewordene Fürst nach seinem unsichern Gefühle nur aus den loyalsten Bewerbern ausgehoben hatte, fiel unglücklich aus. Nicht sowohl die schlechten Grundsätze als die Grundsatzlosigkeit der Regierung förderte den Ruin des Staatswesens. Die Erbärmlichkeit kleiner Verhältnisse machte sich selbst in der geringen Zahl kenntnißreicher und charaktervoller

Männer geltend. Es hätte mehr bedurft als der Laterne eines Diogenes, um aus diesen wenigen den genialen Kopf herauszusuchen, der die allgemeine Beschränktheit der Ansichten überragt hätte. Ein Mann wie La Rochelle fand sich so leicht nicht wieder und ein Charakter wie Julian taugte nicht für jene Winkelzüge und Flankenbewegungen, deren man noch immer bedarf, um die Forderungen wahrer Freiheit und Gesittung zur Geltung zu bringen.

Ein dunkles, unbestimmtes Gefühl alles dessen bewegte das Gemüth des Fürsten und steigerte seinen Unmuth. Der Gedanke, den schon seine Kinderlosigkeit und der Mangel eines nähern Thronerben in ihm angeregt hatten, fand hierin Nahrung und Förderung. In aller Heimlichkeit wurde mit dem benachbarten Großstaate unterhandelt und ein Erbvertrag abgeschlossen, welcher dem kleinen Lande die Selbstständigkeit kostete. Der Fürst ließ sich die Regentenpflicht, die ihm zu schwer geworden, ablösen um den Preis eines sorgenfreien Daseins, das ihm nunmehr — fern von allen Ministerkrisen und Parteikämpfen — den behaglichen Genuß seiner Liebhabereien sicherte.

Das Land wurde von der vollendeten Thatsache überrascht. Am empfindlichsten traf der Schlag jene Zeloten, deren Macht die Schwäche der Regierung so

emsig gefördert hatte. Was sie mit allen Mitteln ihrer unheimlichen Kunst zu verhindern gesucht, stand plötzlich als ein fertiges Ereigniß vor ihnen. Die Aufrichtigen unter ihnen mußten sich das leise Selbstbekenntniß ablegen, daß sie nun nichts weiter als die Frucht ihrer eigenen Lüge ernteten. Mit dem Schildspruche „Für Fürst und Vaterland" hatten sie das Volk geködert, während sie das Ansehen des Fürsten mit Maulwurfsgängen untergruben und für das Maß ihrer Vaterlandsliebe die Parole aus der Siebenhügelstadt empfingen. Ihr Anathem sollte die aufkeimende Saat des Nationalgefühls wie Mäusefraß zerstören. Um ihrer Macht, nicht um des Glaubens Willen hatten sie die Gemüther fanatisirt und in ihren Schulen die geschmeidige Kunst der Heuchelei und der Scheinheiligkeit gelehrt. Um dieses große Ziel zu erreichen, drangen sie mit den glatten, knochenlosen Polypenarmen, die sich ohne Beinbruch krümmten, in alle Poren und Spalten der Gesellschaft und sammelten unter ihre Fahnen jenen Theil des Adels, der seine schöne Mission verkannte, und jene feige Klasse der Beamten, welche für den Fortbestand prätorianischer Willkür und Unverantwortlichkeit besorgt war.

Daß übrigens das folgenschwere Ereigniß auch bei ehrlichen Vaterlandsfreunden Mißstimmung und Be=

ängstigung hervorrief, wollen wir nicht in Abrede stellen.

„Ich fürchte nur, wir ändern die Uniform, aber nicht die Grundsätze!" bemerkte Theobald eines Tages zu Julian, der sich neuerer Zeit wieder etliche Muße gönnte und die beginnenden Winterabende gern bei den jungen Freunden zubrachte. Er freute sich des aufblühenden Geschäfts, das unter der Brüder thatkräftigen Leitung in wenigen Monaten eine überraschende Ausdehnung gewonnen hatte und sichere Bürgschaft für die Zukunft gewährte. Gern besprach er Interessen, die, so fern sie ihm lagen, doch seine Weltkenntniß mehrten und neue Einsichten boten. Mit sonderlicher Genugthuung blickte er insbesondere auf seinen ehemaligen Zögling, der in so schlagender Weise bewies, daß eine gründliche wissenschaftliche Bildung in alle socialen Verhältnisse sich finde und ihrer Herr werde.

„Jede Erweiterung des Horizonts ist gewinnbringend", entgegnete der Doctor auf die sorgenvolle Bemerkung Theobald's. „Wenn wir ungern aus der Heimlichkeit einer engbegrenzten Stätte scheiden, in die wir eingelebt sind, die wir mit einem Blicke zu übersehen und in der wir jedes Stäubchen im Winkel zu zählen vermögen, so ist das menschlich und natürlich. Aber mit diesem Gefühl ist's nicht abgethan. In kleinlichen Ver-

hältnissen verkümmert man leicht vom Welt= zum Spieß=bürger. Unsere Ideen, unsere Unternehmungen und Hoff=nungen wachsen mit dem Durchmesser unseres Gesichts=kreises und die Schwingen unseres Geistes brauchen Raum sich zu entfalten — Raum, auch in politischer Beziehung!"

„Und was ersetzt uns jene unsagliche Liebe für das engere Vaterland?" fiel hier Theobald ein. „Oder sprichst Du dieser alle Berechtigung ab?"

Mit tiefem Ernste erwiderte Julian: „Dein Vater=land ist, wo man Deine Sprache spricht, wo Deine Rechtsanschauung gilt und Deiner Väter Sitte, von den Alpen bis zur Nordsee, vom Elsaß bis zur sorbischen Grenze. Verwechsle nicht die Idylle Heimat mit dem großen Epos Vaterland. Du magst für die Stätte Deiner Geburt schwärmen, der die seligen Erinnerungen an Knabenspiele und Jugendträume ankleben, aber das heilige Gefühl der Vaterlandsliebe kennt keine Territorialgrenze, keinen Tilsiter Frieden und Karls=bader Vertrag. Was mich an einen abgemarkten Theil dieses Vaterlandes fesselt, sind neben den gewohnten Beziehungen nur mein Eid und meine Treue, von welchen mich jener wieder entbinden kann, dem ich sie leistete. Meine Liebe jedoch gehört dem Ganzen und nur das Ganze vermag meinen nationalen Stolz zu befriedigen."

„Du schwärmst, Freund!“ versetzte Theobald lächelnd. „Sollte man nach Deinen Worten nicht meinen, mit dem, was über uns gekommen, vollende sich die Wiedergeburt Deutschlands? Ach, es bleibt doch nur Stückwerk und überall klaffen die Risse! Ich hoffe wenig; aber nach den vorliegenden Thatsachen muß ich fürchten, daß uns die „größern Verhältnisse“ selbst das kleine Maß der Freiheit noch verkümmern, das wir mühselig errungen. Erwartest Du Besseres?“

„Ich erwarte gewaltige Kämpfe“, klang die Antwort, „weil die Massen gewaltiger sind und der Anprall um so heftiger sein wird. Das endliche Ergebniß dieser Kämpfe mag jedoch kaum einem Zweifel unterliegen. In allen Ländern, die nur leidlich frei sind, muß mit der Zeit jedes System fallen, das sich dem Fortschritte des Geistes widersetzt. Die Parteien, welche Träger eines solchen Systems sind, unterliegen dem Wechsel der Person und der Gewalt der Ereignisse, aber die Kraft der öffentlichen Meinung bleibt nach den Worten eines großen Briten unberührt von dem Gesetze der Sterblichkeit. Was bedeuten gegen ihre Großmacht jene kleinen Künste, womit Fürsten und Staatsmänner den unaufhaltbaren Fortschritt zu hemmen und die Geschicke eines großen und civilisirten Volkes nach ihrem Willen einzurichten denken?“

Herr Hans Ebenstreit hatte schweigend und aufmerksam den Reden der jüngern Männer gelauscht, die sich bis tief in die Nacht ausdehnten, ohne daß eine völlige Versöhnung der Ansichten Platz gegriffen hätte. Als Julian Abschied genommen, bemerkte der alte Herr zu Theobald:

„Er spricht unvernünftig gescheidt, der Doctor, das muß man ihm lassen. Strichweise mein' ich wohl auch, er hat Recht. Aber Alles zusammengenommen gehört er doch zu den neumodischen Allerweltsmenschen! Die schlagen ihren Patriotismus um einen Sechsbätzner los und kümmern sich den Plunder, ob königlich oder kaiserlich, ob Helm oder Pickelhaube! Gott straf' mich —"

Der Meister stockte. Er sah eine Weile melancholisch vor sich hin. Dann fuhr er mit den Aermeln über die Augen, erhob sich aus dem Lehnstuhle und wünschte den Neffen eine ruhsame Nacht.

„Liegt nicht eine tiefe Berechtigung in den Worten und in dem Schmerzgefühle des Oheims?" fragte Theobald den Bruder.

Justus erwiderte: „Wer entsagt gern und schlechthin den gewohnten Verhältnissen und Beziehungen, in die er sich eingelebt und die er trotz ihrer Schattenseiten liebgewonnen hat? Und dennoch, bei großen

politischen Entscheidungen dürfen wir ohne dringende Gefahr dieses höchst persönliche Gefühl nicht in Rechnung stellen! Julian's Worte sind mir wie aus der Tiefe meiner Seele gehoben und ich denke, daß auch Dir, Bruder, der Ausbau unserer deutschen Macht und Einheit näher am Herzen liegen werde als des Oheims Frage, ob Helm oder Pickelhaube!"

Elftes Kapitel.

Die Liebe wirkt der Welten gold'nen Zaum,
Und ihre Kette muß die Schöpfung tragen.
Rückert, Vier Gesichte.

Und wieder kündete der Haidelerche Lied den nahenden Frühling.

Aber nicht überall hin brachte der Lenzodem schwellenden Knospendrang und freudige Bewegung! Dem wackeren Meister Ebenstreit hatte die erste Ueberwinterung in dem Neubau der Fabrik ein schweres körperliches Leiden zugezogen. Kaum genesen, traf ihn die unverhoffte Kunde von dem Tode Martha's. Hatte er auch die Unglückliche von der gefriedeten Stelle seines Heerdes weggewiesen, so konnte er doch dem Herzen nicht gebieten, das an dem Mädchen wie an einer eigenen Tochter hing.

Durch des Vormunds Fürsorge war Martha mit ihrem Kinde der Noth des Lebens überhoben. Aber den Druck der Schande konnte kein Mensch wegheben von ihr, und so verhärmte sie in der Fremde, bis der Tod sie von aller Bürde erlöste.

Es war des Meisters stiller Wunsch gewesen, daß sie nach etlichen Jahren der Sühne wieder heimkehren und ihn für den Rest seines Lebens pflegen solle. Er fühlte, wie kein Liebesdienst der Neffen die Wohlthat sorglicher Frauenhände ersetzte. Justus, in diesen Plan eingeweiht, war damit völlig einverstanden, und die Vorbereitung zur Rückkehr war bereits für den Frühling getroffen. Statt dessen hatte Martha unter dem Geleite fremder Menschen jene Reise angetreten, von der keine Heimkehr mehr möglich.

Justus tröstete den Oheim, dessen Auge zu blöde war, um wahrzunehmen, daß in der Seele des jungen Mannes selbst eine schmerzliche Wunde blutete. War nicht Martha seine erste Liebe? War sie nicht seine einzige, die er wie einen geheimen Schatz im Schreine seines Herzens geborgen hatte? Daß er an diesem Gefühle auch dann noch zehrte, als er des Mädchens Sünde erfuhr, konnte nur Einer begreifen, der die Höhe und Tiefe, die Stärke und Stetigkeit seiner Empfindungen zu ermessen vermochte. Und wer konnte

das? Selbst der Bruder ward an ihm irre, als er den Grund seines Trübsinns zu ahnen begann.

Ueberdieß ging es Theobald nicht besser. Die Athmungsbeschwerden, welche ein liebebeklommenes Herz verursacht, hatten sich bei ihm wieder eingestellt, seitdem Friesenecк von seinem Winteraufenthalte in Italien wieder zurückgekehrt war. Unmuthig, freud- und rastlos trieb es ihn umher, oder er brütete über den Büchern, ohne den Abschluß von Soll und Haben zu finden. Man hätte schier denken können, die Gant sei vor der Thüre. Und war doch Alles im besten Flore, und die Geschäfte gingen so glänzend, daß die Brüder selbst ihre Hoffnungen überflügelt sahen. Aber das Menschenherz kennt keine erreichten Ziele und unsere Wünsche wenden sich stets von der Gegenwart ab nach der Zukunft oder Vergangenheit. Justus gedachte mit wehmüthiger Sehnsucht der Lehrjungenjahre, deren Dunkelheit das leuchtende Auge Martha's erhellt hatte, und Theobald grübelte darüber nach, ob Klärchens Herz wirklich so vom Vorurtheil umpanzert sei, wie sich's nach der Anschauung des Oberstjägermeisters gebührt hätte.

Wär' es ihm gelungen, die Geliebte beim stillen Walten im Haushalte zu überraschen, er hätte aus ihren trüben, träumerischen Blicken und aus dem Zuge

schmerzlicher Entsagung, der an die Stelle immer heiteren Lächelns getreten war, gar Vieles zu seinen Gunsten herauslesen können. Die ganze Erscheinung Klara's bewies, daß die weichen Lüfte Italiens wohl eine kranke Brust aber kein krankes Herz zu heilen vermögen. Das ward auch dem Oberstjägermeister allgemach klar, und der Kummer um sein einziges Kind machte ihn ebenso still und nachdenklich, als dieses selbst. So brachte auch in das schöne Haus, durch dessen offene Fenster der Duft des jungen Flieders allenthalben eindrang, der Frühling keinen freundlichen Gruß.

Ging es anderswärts besser?

Draußen in der Vorstadt sah der Palast des Grafen von La Rochelle so traurig und düster her, wie ein verwunschenes Schloß. Erst in jüngster Zeit wurden etliche Läden des ersten Stockes zurückgeschlagen, und ab und zu huschte über das Flies der hohen Einfahrtshalle die dunkle Gestalt des Thürstehers. Den Eintretenden überraschte statt der Unruhe und Bewegung, die ehedem der geschäftige Müßiggang eines überzähligen Bediententrosses hervorrief, eine ungewöhnliche Stille in den Gängen und Corridors, obwohl es hieß, die „Herrschaft" sei wieder zurückgekehrt. Nur ein alter Kammerdiener schlich zeit-

weise wie auf Socken umher, wischte den Staub von den Meubeln und Ahnenbildern, oder unterhielt sich leise mit dem Mädchen, das im Vorzimmer der Gräfin schaltete. An den Thüren, die zu den Gemächern des Grafen führten, blieben die Vorhängschlösser unberührt. Der hohe Gebieter hatte sich ein anderes Standquartier ausgewählt, wo er keiner betreßten Laquaien und galonirter Ausläufer mehr bedurfte.

Lucinde schaltete allein in den weiten Räumen des Schlosses. Sie hatte ihre Ankunft Theobald wissen lassen, und schon in der nächsten Stunde stand er vor der mütterlichen Freundin, der er eine schwärmerische Verehrung zollte. Wie erschrack er über die Veränderung, welche Lucinde in dem kurzen Zeitraum von kaum einem Jahre erfahren hatte! Die Spuren des Kampfes und eines schweren Seelenleidens lagen auf ihrem Antlitz, dessen Linien schärfer und weniger anmuthig geworden waren. Durch die dunkeln Locken zogen sich grauweiße Streifen, und das schwarze, bis an den Hals geschlossene Gewand hob die auffallende Bläße des Gesichtes.

Lucinde war seit wenigen Wochen Wittwe. —

Als sie den Freund und Jugendgespielen ihres seligen Lucian empfing, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren. Es dauerte eine geraume Weile, bis

sie Fassung gewann. „Theobald,“ bemerkte sie, indem sie ihm beide Hände reichte, „mir ist, als redete ich zu einem Sohne, — da darf ich wohl meinen Gefühlen nachgeben. Ach, Sie wissen nicht, wie alle Stationen meines Lebens durch eine Martertafel gekennzeichnet sind. Ich kann die Verluste kaum zählen bis herauf zum Tode meines Lucian. Nun hat mir der Himmel auch meinen Gatten entrissen, und all' die Güter und Reichthümer, mit denen ich gesegnet ward, sind wie Hohn auf meine freudlose Einsamkeit! Das mag meine Thränen rechtfertigen.“

Theobald tröstete, obwohl ihm selber das Herz beklommen war, und versuchte einen heiteren Ton anzuschlagen. Mit trübseligem Lächeln entgegnete die Gräfin: „Sie haben Recht mich daran zu gemahnen, was ich der Jugend schulde. Lassen Sie sich durch meine Klagen ihre Stimmung nicht trüben! Wenn ich von meiner Freudlosigkeit sprach, so muß ich insbesondere das Gefühl ausnehmen, das ich für Sie und Ihr Glück empfinde. Ich denke wohl, daß Sie sich bei der freien Wahl Ihres Berufes und bei den glänzenden Erfolgen, die Sie erzielt, glücklich und behaglich fühlen.“

„In der That,“ versetzte Theobald, „ich habe für meinen Verzicht einen reichen und lohnenden Ersatz

gefunden. Aber unsere Errungenschaften bleiben immer hinter unseren Wünschen. Nicht blos der Tod, auch das Leben trennt und scheidet. Und diese Verluste sind fast noch empfindlicher, weil uns der Gedanke einer möglichen Wiedervereinigung beständig quält."

Lächelnd hob die Gräfin den Zeigefinger, und erwiderte: „Theobald, ich merke, die kleine treulose Klara spukt im Herzen!"

Eine tiefere Röthe überflog das Gesicht des jungen Mannes. Aber, als hätte er die letzten Worte überhört, fuhr er rasch weiter: „Julian verläßt uns in nächster Frist. Ich verliere an ihm einen unersetzlichen Freund, und wir werden gerade jetzt seinen Fortgang recht schmerzlich fühlen."

„Er geht?" fragte Lucinde betroffen. Aber schnell wieder ihrer Bewegung Herr, fügte sie in möglichst unbefangenem Tone bei: „kann der Verlust eines Freundes heute empfindlicher sein, als morgen?"

„Warum nicht", versetzte Theobald, „wenn wir im Momente seiner mehr als je bedürfen? Gerade in diesen Tagen erkannte ich wieder Julians wunderbare Gabe, Alles zu beeinflussen. Er war es, der allein noch die trübe Stimmung zu verscheuchen wußte, die sich in unseren Kreis eingeschlichen hat. Mein alter,

trefflicher Oheim, krank an Seele und Leib, so gewaltig hat ihn der nie geahnte Umschwung der Dinge ergriffen. Und Justus —"

„Was ist's mit Justus?" fiel Lucinde zerstreut ein. Sie hatte nur mit halbem Ohre gehört.

„Ach, Sie kennen den Bruder, gnädige Frau! Er gehört zu jenen eigen gearteten Naturen, die uns plötzlich mit einem Widerspruch ihres Wesens überraschen."

„Ihr leidigen Männer! So hat auch die schöne Harmonie zwischen Euch ausgeklungen, von der mir mein Freund Theobald mit so warmer Begeisterung schrieb?"

„Nicht doch!" entgegnete dieser abwehrend. „Der Widerspruch liegt in ihm, keineswegs zwischen uns. Justus hatte eine Knabenliebe, deren Spur ich längst verwischt glaubte. Er selbst sprach mit heiterer Ruhe und Gleichgiltigkeit von dieser Verirrung seines Herzens. Nun trifft uns die Nachricht ihres plötzlichen Todes, und reißt eine Wunde auf, deren Tiefe ich nicht geahnt hatte. In all' dieser Trübsal brachte Julian Trost und Freude. Seine Gegenwart wirkte auf die kranken Gemüther, wie die frische Brise auf schlaffe Segel."

Lucinde erwiderte mit etlichen theilnehmenden Worten; aber sie that es nicht mit der gewohnten Wärme.

Die Nachricht von Julians Abreise war ihr so neu als überraschend. Sie fühlte sich tief verletzt, daß sie erst aus fremdem Munde hievon Kunde erhalten mußte. Dennoch bestärkte sie Theobald in der Voraussetzung, als ob sie davon wisse und erforschte nur gelegentlich im Verlaufe des Gespräches das Nähere.

„Wieder um eine Hoffnung ärmer!" klang es von ihren Lippen, als sich die Thüre hinter dem jungen Freunde schloß. Ihre Hand blätterte mechanisch in dem Buche, das vor ihr auf dem Tische lag, indeß ihr Kopf sich tiefer und tiefer senkte, wie niedergezogen von der schweren Thräne, die an der Wimper hing. Bishin hatte sie sich selbst zu täuschen gesucht. Jetzt legte ihr Herz das Geständniß ab, daß es nur die Anziehungskraft jenes Mannes war, welche sie zur Rückkehr in die Residenz bewogen hatte.

Im Vorzimmer klang das Geräusch von Schritten. Lucinde richtete sich rasch empor, fuhr mit der Hand über die Augen, und sagte leise vor sich hin: „Es ist besser so — besser für mein Herz und meine Grundsätze!"

Im nächsten Augenblicke meldete der Diener Doctor Julian.

Wir tasten manchmal mit unseren Gedanken in die Zukunft, und plötzlich überrascht uns die Gegenwart

recht ungelegen mit ihrer Verwirklichung. Lucinde hätte sich zu keiner Zeit durch eine Begegnung mit Julian so erschrecken lassen, als gerade in diesem Momente, wo sie so lebhaft mit dem Entschlusse kämpfte, ihm ruhig und mit dem sicheren Bewußtsein der Entsagung gegenüber zu treten. Und fast wollte es scheinen, als ob ihre Befangenheit auch auf ihn zurückwirke. Julian bedurfte längere Zeit, um die gewohnte Fassung zu gewinnen und das Gespräch aus dem Geleise kalter Förmlichkeit zu bringen.

Die Unterhaltung stockte. Da griff er nach dem offenen Buch am Tische. Es war Platen's „Treue um Treue". Das aufgeschlagene Blatt hub mit den Versen an:

„Verwiesen sind wir auf die Gegenwart;
„Denn was die Zukunft bietet, ist ja nur
„Allmälige Zerstörung und ein Grab!"

Mit seiner schönen, klangvollen Stimme las er die Stelle laut vor. Dann schlug er das Buch zu und sich gegen Lucinde wendend, rief er: „Ist das nicht eine Mahnung des Himmels? Lassen Sie uns, Lucinde, auch „dieser Stunde schönes Gut" mit keinem Trübsinn verkümmern. Ich weiß, daß Sie mich einer Schuld zeihen können, da ich das Gelübde verletzte, das mich von dieser Stelle verbannte. Aber — wer das Recht hat zu binden, findet auch das Recht zu lösen."

Die Gräfin sah ihn ernst an, und erwiderte: „Es ist nicht Alles wahr, was sich in den Bau eines wohltönenden Verses schmiegt. Wäre ich auf die Gegenwart verwiesen, Julian, ich wäre sehr unglücklich. Mir bleibt nur die Erinnerung an Vergangenes. Mit der Zukunft habe ich so feste Rechnung gemacht, daß ich jetzt furchtlos selbst jenen Bann, wie Sie ihn nannten, wieder lösen kann. Sie werden ja ohnedieß bald von hier scheiden, wie mir Theobald sagte?"

Ihr Herz zitterte, da sie also sprach, aber ihre Stimme behielt Festigkeit. Julian, von dieser Erwiderung betroffen, zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann entgegnete er:

„Noch liegen etliche Wochen zwischen jetzt und der Ausführung meines Entschlusses. Die Zeit ist kurz, aber ich hoffe, sie genügt noch, um Begonnenes zu vollenden. Wenn ich den Muth hätte, möchte ich fast um Ihre Unterstützung bitten, meine Gnädige."

„Um was handelt es sich?" fragte die Gräfin.

„Um die Lösung von Mißverständnissen!"

Lucinde lächelte. „Dann dürfen Sie die Stunden, die Ihnen noch übrig sind, zu Jahren verlängern! Jedes Mißverständniß ist nur ein Glied in der Kette von Mißverständnissen, unter deren Druck wir seufzen. Wir mißverstehen uns Alle!"

„Lösen Sie dieses eine Glied auf, und die Kette fällt auseinander!“ erwiderte Julian mit Eifer und Nachdruck. „Es dürfte sich wenigstens des Versuches lohnen.“

„So zergliedern Sie mir in Gottes Namen den Fall,“ entgegnete die Gräfin, „und wir wollen dann sehen, was sich machen läßt.“

Im Referententone hub Julian an: „Ich habe einen jungen Freund, Namens Theobald. Der junge Freund hat eine Geliebte, die heißt Klara. Zwischen beiden steht das Vorurtheil in Gestalt eines Oberstjägermeisters. Es handelt sich lediglich darum, das letztbezeichnete Hinderniß zu beseitigen, und die beiden Menschenkinder werden sich zu einem Vergleiche bequemen, der zu überraschenden Zielen führt. Was meinen Sie, gnädige Gräfin, ist es der Mühe werth, um deßwillen eine kleine Verschwörung anzuzetteln?“

Mit jedem Worte heiterte sich Lucindens Miene mehr auf. Das freundliche Vermittleramt, das wir mit dem schnöden Worte „kuppeln“ bezeichnen, hat für weibliche Herzen einen unwiderstehlichen Reiz. Es wird selbst unter den sinnigen Frauen wenige geben, die sich nicht mit Eifer und Erfolg an diese Aufgabe drängen, und dabei ihr eigenes Liebesleid vergessen. Selbst Lucinde machte hievon keine Ausnahme, und

während sie mit lebhaftem Vergnügen sofort die Feldzugspläne entwarf, gewann ihr Zwiegespräch mit Julian wieder jene heitere Unbefangenheit, die ihr so ungemein reizend stand.

„Ich nehme mein Wort zurück," bemerkte sie, indem sie dem Freunde zum Abschied die Hand reichte. „Der Dichter hat dennoch recht, — wir sind wahrhaftig auf die Gegenwart verwiesen, so lange wir überhaupt noch leben wollen!" — — —

Der Zufall schien das Unternehmen über alle Erwartung zu begünstigen. Friesenecк, welcher das Haus des Grafen von La Rochelle nicht mehr betreten hatte, seitdem ihn dieser von seiner Stelle gedrängt, vermochte seinen Groll nicht über das Grab auszudehnen. Es ging gegen seinen chevaleresken Sinn, der Wittwe noch fühlen zu lassen, was der Gatte an ihm versündigt. Als er ihr in nächster Frist persönlich die Versicherung seiner Theilnahme brachte, empfing ihn Lucinde wie den bewährtesten Freund des Hauses, und ihre Liebenswürdigkeit wußte schon beim ersten Besuche sein Herz zu gewinnen.

„Ihr Mann hat mir einen verdammten Streich gespielt," dachte sich der Oberstjägermeister, als er die Treppe hinabging, „aber — er war trotz Allem und Allem doch ein Titane unter den Pygmäen, deren

Schwarzkunst ihn vergiftete. Und seine Frau — alle Wetter! Gott segne ihr den Wittwenstand! Die könnte Einen um Herz und Verstand bringen, ehe man sich umsieht!"

Der Besuch ward in den nächsten Tagen erwidert. Klara, welche die Gräfin weniger aus früheren conventionellen Begegnungen als aus der begeisterten Schilderung Theobalds kannte, trug ihr das volle Herz entgegen. Sie hatte sich so lange vergeblich nach Frauenumgang gesehnt! Auch Lucinde fühlte sich sympathisch angezogen, und so begegneten sich alsbald beide in herzlicher Vertraulichkeit. Klara war durch die Schule, die sie durchgemacht, ernster, aber um so tiefer geworden, und Lucinde hinwider hatte sich trotz aller Erfahrungen und Leiden etwas so anziehend Mädchenhaftes gerettet, daß der Unterschied der Jahre zwischen beiden allgemach völlig verschwand.

Noch lebhafter, aber auch noch gefährlicher war der Eindruck, den die Gräfin auf den Oberstjägermeister machte. Den alten Herrn überraschten zeitweise so heftige Wallungen, daß er sorglich nach dem Pulse griff, und seine Schläge nach dem Laufe des Sekundenzeigers abzählte. Seine Selbstgespräche bestanden jüngster Zeit lediglich in Mahnungen, die er an sich selbst und an sein Herz richtete, dem er eine Eselei in

alten Tagen mit allen ihren Consequenzen auf das Lebhafteste vormalte. Aber — wir wissen, daß selbst die überschrittene Polarlinie der sechziger Jahre vor Thorheit nicht schützt.

Dem Scharfblick Lucindens entging es nicht, in welchen Aufruhr sie die Gefühle des alten Herrn verletzt hatte. Nun besaß sie neben ihrer Taubenunschuld doch auch ein richtiges Maaß von Schlangenklugheit, und so beutete sie denn diesen anarchischen Zustand in ihrem Interesse erst recht wacker aus, ehe sie daran dachte, den armen Oberstjägermeister von seinem Wahne zu heilen. Klara hatte sie bald genug eingeweiht in die Mysterien ihrer Liebe, und gab auch nach kurzem Widerstreben ihre Einwilligung zu den Vermittlungsversuchen.

Die Art, womit die ersten Angriffe abgewiesen wurden, ermuthigte zu den folgenden. Ohne besondere Herzenskunde konnte man wahrnehmen, daß Frieseneck auf seinen Irrfahrten vom Brenner bis zum Vesuv ebenso wenig als Klara den jungen Freund vergessen hatte. Als er überdieß nach seiner Rückkehr in Erfahrung brachte, daß Theobald weder „hinter'm Ladenpudel" noch „im Schurzfell" handthierte, sondern als tüchtiger Fabrikherr fast mehr Achtung und Ansehen genoß, als das ganze Collegium des Lehengerichtshofes,

da fühlte er, wie seine Grundsätze immer schwankender wurden. Friesenec war kein Sklave des Vorurtheils, wie Julian vermuthete. Verstand und Herz hielten bei ihm das Gleichgewicht, und so oft sein Blick auf Klara fiel, war die Partie des Herzens die stärkere. Aber — er hielt es für unmännlich, auf jede Regung hin die Entschlüsse zu wechseln, und es verdroß ihn, daß sich die Tochter so still und duldend seinem Willen fügte. Etwas mehr Widerspruch — etwas mehr Trotz wäre ihm höchst willkommen gewesen.

„Alle Wetter, Kind!" polterte er eines Tages, „Quäl mich nicht so mit deiner Lazarusmiene! Ich weiß daraus zu lesen, auch wenn Du sie versuchsweise zu einem nonnenhaften Lächeln verziehst. Die Grimasse ist mir schließlich unleidlicher, als ein rechtschaffenes Grollen und Schmollen!"

Lucinde war unbemerkt eingetreten und hatte die letzten Worte vernommen. Die Arme herausfordernd in die Seite gestemmt, machte sie vor dem überraschten Friesenec Position. „Ihr gewaltiger Jäger vor dem Herrn!" bemerkte sie mit leidlichem Ernste, „Euern Hirschen und Rehen gönnt Ihr eine Hegezeit — uns armen Frauen nicht! Und Ihr wißt doch, daß die Thränen in unseren Augen neun unter zehnmal von Euch selber hervorgelockt sind. Ich und Klärchen sind

Eins! Bedenken Sie das, mein werthester Freund, und wenn Sie mit mir Friede halten wollen, so dürfen Sie mein Mädchen nicht verletzen."

Der Oberstjägermeister holte aus zur Antwort, aber Lucinde ließ ihn nicht eher zur Rede kommen, als bis er das Versprechen vollster Versöhnlichkeit ohne allen Vorbehalt in ihre Hände abgelegt hatte. Und nun wurden die Beziehungen Theobalds zu Klara offen zur Sprache gebracht.

Friesenedt wehrte sich, aber die Gräfin ließ sich nicht irre machen und drohte zuletzt mit dem Anlegen der Sturmleitern. Dabei sah sie den alten Herrn mit so verführerischen Blicken an, daß dieser sich kaum aus der Klemme zu retten wußte. „Alle Wetter!" rief er abwehrend, ich kann doch nicht zum zweiten Male dem Jungen gegenüber das pater peccavi anstimmen? Sähe das nicht aus, als ob ich ihm mein Kind an den Hals werfen wollte? Alles hat seine Grenze, und wenn Sie mir selbst mit ihrer Ungnade drohen — ich thu's nicht!"

Lucinde reichte ihm lachend die Hand. „Dessen bedarf es auch nicht", erwiderte sie. „Ich will dafür sorgen, daß Theobald wie ein armer Sünder vor Ihnen steht und Sie um Gnade anfleht!"

An die Rückseite des La Rochelle'schen Palastes lehnt sich eine parkähnliche Anlage. Zu beiden Seiten von den Vorstadtgärten begrenzt, hat sie südwärts durch einen stattlichen Gitterzaun mit zopfigem Schnörkelwerk den Abschluß gegen die städtischen Anlagen. Eine Allee alter, weitästiger Linden trennt Gemüse- und Blumengarten von den Bosquets der englischen Anlage, deren Mitte ein zierlicher Kiosk, von Jasmin und Flieder halb verdeckt, einnimmt."

Hierher hatte die Gräfin Theobald beschieden. Es war die Stelle, wo er mit seinem unvergeßlichen Lucian die schönsten Knabentage durchschwärmt. Seit Jahren hatte er sie nicht mehr betreten. Nun kam ihm Alles kleiner, beschränkter vor, als in jener Zeit fesselloser Phantasie. Aber an jedem Baume, jeder Ruhebank hing ein Blatt seliger Erinnerung. Der Duft des jungen Hollunders, die wohlgepflegten Tulpenrabatten, selbst der Hall seiner Fußtrittte über die feinbekiesten Gangsteige frischten halbvergessene Bilder wieder auf.

In dieser Stimmung trat er über die Schwelle des Gartenhauses. Die Gräfin empfing ihn mit strahlendem Gesicht, und ehe er sich recht besann, stand er vor Klara.

Theobald hatte die Gabe rascher Combination.

Der Gedanke eines angelegten Planes erhöhte die Verwirrung, in welche ihn die unerwartete Anwesenheit der Geliebten brachte, und gab seiner Verlegenheit noch den Anstrich des Unwillens. Klara war blaß bis in die Lippen. Ihr Köpfchen sank tiefer auf die Stickarbeit, die sie vor sich hatte, und die Nadel zitterte in ihren Händen.

In diese Mißstimmung freundliche Verständigung zu bringen, war keine leichte Arbeit. Sie konnte auch Lucinden trotz ihrer Klugheit und ihres feinen Taktes nur zur Hälfte gelingen. Die Wolke des Mißtrauens wollte von Theobalds Stirne nicht weichen, und so war zwischen den beiden jungen Leuten selbst noch keine Silbe gewechselt, als der Diener neue Gäste meldete. Die Gräfin erhob sich rasch und trat in den Garten. Klara wollte ihr folgen; aber es war, als hemme sie ein Bleigewicht an den Füßen. Sie konnte sich nicht von der Stelle rühren, und ihre Hände sanken kraftlos in den Schooß. —

Lucindens Rückkehr verzögerte sich, und die Lage fing an peinlich zu werden. Zuletzt fühlte denn doch Theobald, daß er trotz der künstlichen Trudenfüße, die er unverwandten Blickes auf den Estrich zeichnete, eine klägliche Figur spiele. Er mußte wenigstens der Forderung des Anstandes genügen, und eine harmlose Be-

merkung schlich halblaut und beklommen über seine Lippen. Klara schrack zusammen. Sie neigte sich wieder über die Stickerei und während ihre zitternde Hand planlos über den Stramin hinfuhr, flüsterte sie etliche kaum vernehmbare Worte.

Neue Pause! Man hätte ein fallendes Blatt hören können! Endlich — Theobald richtete sich empor, und indem er die Rechte an's Herz legte, bemerkte er: „Sie haben eine warme Vertreterin gefunden, mein Fräulein!"

Sachte hob Klara das Haupt. Sie lenkte den Blick auf den Geliebten, und ein Paar Thränen rieselten über die Wangen, die in so kurzer Zeit so viel von ihrer rosigen Frische eingebüßt hatten. Dann erwiderte sie leise: „Und doch verhallt ihr Wort, wie eine Stimme in der Wüste!"

„Klara!" rief Theobald, von den widerstreitendsten Gefühlen überfluthet, „Können Sie mir die Erfahrungen eines halben Jahres aus der Seele reißen? Ich habe des Mannes höchstes Gut, die Ehre, um den Preis meiner Lebensansprüche gerettet — Sie opferten die Liebe dem Vorurtheile."

„Gott helfe mir," erwiderte Klara, „ich kenne das Vorurtheil nicht, von dem Sie reden!"

„Und dennoch — dennoch wendeten Sie sich ab

von dem Geliebten in der bängsten Krisis seines Lebens? Haben Sie eine Lösung für diesen Widerspruch?"

Klara schlug die Wimpern nieder, und die Hände sanken ihr in den Schooß. Dann versetzte sie schmerzlich:

„Sie wissen nicht, Theobald, was ich litt! Ihre Thaten gründen auf freiem, selbsteigenem Entschlusse; mein Wille und meine Handlungen sind an den Willen meines Vaters gekettet. Ich bin sein einziges Kind und — würde sterben, wenn ich seinen Segen verlöre."

„Und jetzt?" fiel ihr Theobald in die Rede — „Haben Sie mit dieser Kindespflicht abgerechnet? oder lag Ihnen nur daran, die Hand an meine Wunde zu legen und sie wieder bluten zu machen?"

Die Worte klangen herb, und in der Miene des Sprechenden lag der Ausdruck verletzenden Mißtrauens. Klara richtete sich rasch aus der gebeugten Stellung auf. Sie gewann Stolz und Haltung wieder und antworte ruhig und bestimmt:

„Rechten Sie mit Lucinde, die diese unfreundliche Scene gegen meinen Willen veranlaßte. Mein Herz dachte an nichts, als an die Lösung von Mißverständnissen. Nun weiß ich, daß Sie mich nie erkannt haben!"

Sie stand auf und bewegte sich gegen die Thüre.

Theobald war blaß geworden, denn er fühlte, daß dieser Augenblick das Schicksal seiner Liebe entschied. Er trat ihr in den Weg, und indem er leidenschaftlich ihre Hand erfaßte, rief er: „Nie Klara, nie habe ich Sie mißkannt! Ich weiß nur, daß es thöricht und ungerecht war, Ihr Pflichtgefühl mit dem Maaß meiner Liebe zu wägen."

Sie sah ihn schmerzlich an, und erwiderte: „da Sie mich versöhnen wollen, verletzen Sie mich neuerdings! Ach, Theobald, muß ich Ihnen das beschämende Geständniß machen, daß ich mich im Kampfe gegen mein Herz schwächer fühle, als im Kampfe gegen meine Kindespflicht?"

Wie ein Frühlingsschauer ging es durch die Seele des Jünglings. Sachte zog er die verloren Geglaubte näher an sich und flüsterte leise: „Also liebst Du mich noch, Klara?"

Sie neigte den Kopf auf seine Schulter und schwieg. — — —

„Alle Wetter!" klang im selben Augenblicke die Stimme des Oberstjägermeisters von der offenen Thüre her. „Das macht sich ja wunderbar rasch! Die Geschäfte gehen hinter dem Rücken des Vaters trefflich, wie es scheint!" — Dann wandte er sich gegen Julian,

der ihm mit der Gräfin auf dem Fuße folgte, und fügte bei:

„Ich habe die Wette verloren, Doctor. Aber — Gott strafe mich, ich hätte Häuser gebaut auf die Offenheit meines Kindes! Wer kann für Täuschungen im Leben?" — Dabei machte er Miene, sich der Tochter zu erwehren, die sich ihm weinend an den Hals geworfen hatte.

Lucinde legte sich in's Mittel. „Das geht wider den Vertrag, mein sehr ehrenwerther Freund!" bemerkte sie heiter, aber mit jener Entschiedenheit, welche den alten Herrn bishin immer widerstandslos gemacht hatte. „Wer den Zweck will, muß sich der Mittel bedienen. Ich versprach Ihnen, dafür zu sorgen, daß unser Aller Freund Theobald wie ein armer Sünder vor Ihnen stehe und Sie um Gnade anflehe. Hier!"

Sie deutete lachend auf den Jüngling, der in der That gesenkten Hauptes und in bitterer Verlegenheit da stand, und eine wahre Delinquentenmiene machte.

Aber all' dieses wollte bei Frieseneck nicht verfangen. Man merkte, wie er durch widerstrebende Gefühle sich durchwand, und nicht zum Richtigen gelangte. Er sei den ruhigen, sichern Pirschgang gewohnt, meinte er, nicht diese Hetzjagd, und Grundsätze, in die man sich hinein gelebt, klopfe man nicht wie einen Hasen

aus dem Busche. Zur Bestätigung dessen wandte er sich fragend an Julian, und — dieser gab ihm Recht trotz der zürnenden Blicke Theobalds und der abwinkenden Bewegung Lucindens.

„Ich bin kein Mann eingerosteter Vorurtheile", fuhr der Oberstjägermeister fort, und machte dabei ein herbes Gesicht, obwohl sich unversehens sein Arm um die Hüfte seines Kindes geschlungen hatte. „Ich bin kein Barbar, aber ich habe meine Erfahrungen gemacht! Die Gesellschaft will ihre Rechte und wir müssen mit den Wölfen heulen, wenn wir nicht von ihnen zerrissen sein wollen. Nicht wahr, Doctor?"

Und Julian, der Treulose, stimmte in Allem bei, ohne sich um die Verzweiflung Theobalds zu kümmern. Mit dem boshaftesten Scharfsinn zergliederte er die Folgen der Mißheirath, und seine Beredsamkeit wollte gar nicht zu Ende gelangen.

Frieseneck hörte ihm eine Weile geduldig zu. Dann ward er unruhig, schüttelte ein um's andere Mal den Kopf, und fuhr endlich zornig auf: „Nichts für ungut, Doctor, aber Sie tragen etwas dick auf! Alle Wetter, wenn Sie das Recht studirt haben, müssen Sie doch auch das Kapitel vom Menschenrecht kennen. Eine Grenze hat Alles, und wenn ich mich just meiner Zeit in eine Kaiserstochter hätte verlieben wollen, und sie

wäre einverstanden gewesen — ich hätte sie wurzweg geheirathet. Aber Sie sind ein Hagestolz, Doctor, und diese Species von Mannsleuten wägt immer das warme Herz nach dem kalten Verstand. Töchter haben Sie wohl keine, — nun, so kann ich Ihnen auch keine Vorlesung darüber halten, wie man den Kummer und die Thränen eines Kindes zu taxiren hat!"

Julian wollte sich entschuldigen, aber Friesenecf ließ ihn nicht zu Wort kommen. Er redete sich allen Eifers in den Zorn hinein, und ehe sich's die Anderen versahen, hatte er Theobald und Klara bei den Händen gefaßt, schob sie gegen die Thüre, und rief: „Kommt, Kinder, wir machen die Sache unter uns ab! Gescheidte Leute brauchen zur Verständigung keine Rechtsgelehrten und keine Zwischenträger!"

Verletzt und verlegen schaute Lucinde einige Augenblicke den Abtretenden nach. Dann wandte sie sich gegen Julian und ein unwilliges Wort schwebte ihr auf den Lippen. Aber es erstarb, als sie die heitere Miene des Doctors gewahrte, und im nächsten Momente brachen beide in ein herzliches Gelächter aus.

„Kommen Sie, meine Gnädige!" bemerkte Julian, indem er der Gräfin den Arm bot. „Wir haben unsern Theil, und können nun getrost von der Bühne abtreten!"

„Sie sind doch ein treuloser Geselle!“ erwiderte Lucinde, der Einladung des Doctors folgend. „Ich bitte Sie um des Himmels willen, wie brachten Sie es über das Herz, an dem besten Freunde solchen Verrath zu üben?“

Julian entgegnete: „Ich denke, er wird meinen Verrath segnen! Glauben Sie, Lucinde, daß wir auf dem Wege der Ueberredung so leicht zum Ziele gelangt wären? Nur der Widerspruch reizt. Indem ich mich auf Seite des abgeschmacktesten Verstandes stellte, empörte ich das warme Gefühl des Vaterherzens, und erleichterte diesem den Sieg. Können Sie mir um dieser Kriegslist willen zürnen?“

Die Hand Lucinden's stützte sich fester auf Julian's Arm. „Wunderlicher, ungewöhnlicher Mann!“ dachte sie sich; aber sie sah ihn nur freundlich lächelnd an und erwiderte keine Silbe.

Wenige Wochen, und alle Räume des Fabrikgebäudes prangten im festlichen Schmucke. Es galt dem Einzuge der Braut, der künftigen Herrin des Hauses. Die Arbeiter im Sonntagsschmucke ordneten geschäftig die letzten Kränze und Gewinde in der Vorhalle, und selbst Meister Ebenstreit, des Hauses Senior, trippelte in den Gängen und Zimmern umher, hielt Nachschau und ordnete dies und das an. Auf seinem Gesichte

lag es wie der Glanz eines sonnigen Herbstabends. Denn Klara hatte bereits beim ersten Begegnen sein Herz völlig gewonnen und den Unwillen verscheucht, womit er die Kunde von Theobald's Rückfall vernommen.

„Ein Mädel aus dem Herzen Gottes!" bemerkte er zu Justus, der ihm still und sinnend das Geleite gab. „Du weißt, daß mir sonst allwegen die Zähne lang werden, wenn ich mit Junkern und Junkersfrauen zu thun habe. Aber die schaut — mein' Eid! — so rechtschaffen bürgerlich drein, daß man den Adel gar nicht 'rausspürt. Ich denke, ihr Regiment soll uns respective wohl thun, Junge, und — ehrlich gestanden, mich verlangt herzhaft nach einem Ersatz für —"

Ein freudiger Hochruf unterbrach den alten Herrn, dessen Gedanken die Spuren der seligen Martha nie verloren. Alsbald erschien der Oberstjägermeister an der Schwelle des Wohnzimmers, und der Meister empfing den Edelmann mit gerechtem Bürgergruße. Sein Willkomm lautete: „auf gute Schwäherschaft", und die Miene Friesenecks, als er einschlug, verrieth, daß er längst die Befangenheit des Vorurtheils aufgegeben habe.

Klara, das reizende Bräutchen, strahlte vor Seligkeit. „Lauter, lauter Segen wohin ich blicke!" rief sie,

während sie Ebenstreit und Justus gleichzeitig die Hände bot. „Nun habe ich zwei Väterchen und überdies noch einen theuren Bruder, wie ich mir so oft einen ersehnte!“ Justus aber erwiderte mit freundlichem Ernste: „Wir gewinnen selten ohne Verlust, liebe Klara, und der höchste Reiz, den die neue Heimat bietet, läßt uns den Zauber der alten nur schwer vergessen. Oft genug wird Ihnen das eintönige Geräusch der Tagesarbeit die Sehnsucht wecken nach der poetischen Stille Ihrer bisherigen schönen Häuslichkeit, und dann —“

„Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! frohe Feste!“

fiel Julian ein, der eben mit Lucinde und Theobald zugetreten war. „Mir wird zwar für geraume Zeit der Genuß dieser Gastlichkeit versagt sein; aber ich behalte mir das Recht vor.“

Die Freunde verbaten sich jede Abschiedsmahnung, die den Freudenwein der glücklichen Stunden trüben könnte. Aber der Doctor entgegnete mit unbefangener Heiterkeit: „Die kleine Wolke, die am Horizont aufsteigt, wirft keinen Schatten, aber sie bringt angenehmen Wechsel in die eintönige Klarheit des Himmels. Wenn ich von Trennung rede, geschieht es im Vorgenuß des freudigen Empfangs, der mir nach Jahren am Heerde des Freundes bereitet sein wird!“

Sein Blick fiel dabei unwillkürlich auf Lucinde. Sie hatte die Wimpern gesenkt, und eine feine Blässe lag auf ihrem Antlitz. Die Ruhe, womit Julian seiner Abreise gedachte, schmerzte und verletzte sie zugleich. Ihr Stolz empörte sich gegen den Gedanken, dem geliebten Mann gegenüber, der so gleichgiltig von ihr weggehen konnte, die Schwäche ihres Herzens zu verrathen. War nicht sie es, die zuerst seine Gefühle in die richtigen Schranken zurückwies? Welche Demüthigung, wenn es jetzt den Anschein gewänne, als verleugnete sie ihr Wort, ihre Grundsätze, ihre Vergangenheit! Es war unmöglich! „Erlaucht und Professorsfrau" — der Gegenhalt entlockte ihr ein bitteres Lächeln, und festete ihren Entschluß. Im nächsten Momente nahm sie an der gemeinsamen Unterhaltung mit einer fast ausgelassenen Fröhlichkeit Theil.

Dem tiefblickenden Julian entging der Vorgang in ihrer Seele nicht. Je heiterer die Gräfin, desto einsilbiger ward er. Wie schmerzlich empfand er es, daß die Bundesgenossin, die im Kampfe wider die Privilegien der Gesellschaft so treu an seiner Seite stand, im Banne desselben Vorurtheils sich befinde! „Es ist Alles im Leben Widerspruch!" dachte er sich, und der Gedanke der Entsagung stand unerschütterlich fest in seiner Seele. Eines aber blieb dem großen Menschen-

kenner doch ein Geheimniß, — die Größe jenes Opfers, welches Lucinde der anerzogenen Ueberzeugung brachte!

Das Hochzeitmahl war vorüber, und auf Justus' Anregung ward nun gemeinsame Hausschau gehalten. Der Herrin Fußtritt mußte in allen Räumen und Werkstätten der Fabrik widerhallen; so forderte es die Bürgersitte. Allenthalben ward die anmuthige Braut von den Arbeitern jubelnd empfangen, und ihrem Weggange folgte das gemeinsame Lob ihrer Schönheit und Freundlichkeit.

Von der gewaltigen Halle des Gießhauses führte zunächst eine Thüre in die Werkstätte Justus'. Es war ein luftiges, schönes Gemach voll bunten, künstlerischen Ausschmuckes. Das große, bis zum Plafondgesims reichende Fenster ließ den vollen Sonnenglanz ein, der nur durch den ringsum wuchernden Epheu angenehm gedämpft wurde. In der Mitte stand unter anderen plastischen Werken und Ornamentstücken eine halbvollendete Gruppe zierlicher Najaden, welche für die Krönung eines öffentlichen Brunnens bestimmt war. Die Gäste waren entzückt über die anmuthige Ausstattung des Raumes selbst, wie über die mancherlei Kunstschätze, die er barg. Um so auffallender war der Contrast, den das anstoßende Zimmerchen bot. Es

war das Comtoir, in welchem Theobald seine Arbeitsstätte aufgeschlagen hatte, ein bescheidenes Gelaß, einfach und schmucklos, das große Pult am Fenster mit Rechnungen und den Folianten der Cassabücher bedeckt. Um der Kasse willen waren die Fenster durch dicke Eisenstäbe vergittert.

„Armer Schelm!“ sagte Klara zu Theobald, indem sie sich fester an seinen Arm schmiegte. „In dieser traurigen Stube unter Ziffern und Conti's mußt Du Deine Tage verbringen? Der Bruder hat Dir ja alle Poesie vorweg genommen!“

„Er hätt' es anders haben können!“ fiel Frieseneck ein, bei dem der Comtoirgeruch eine leichte Anwandlung schwer verwundenen Widerwillens hervorgerufen hatte.

Theobald erwiderte: „Anders, aber nicht besser! Das Selbstgeschaffene behagt uns, und wir fühlen nur die Unbequemlichkeit, die uns Andere beweisen, und der wir uns fügen müssen. In wenigen Monden habe ich den Werth dieses selbständigen Wirkens erkennen und würdigen gelernt, daß ich die Freiheit des Bürgerthums um keinen Preis der Welt mehr hingeben möchte. Ich habe im Palaste des Edelmanns und unter dem Strohdach der Bauernhütte lange genug gelebt, um in beiden Lagern — zürnen Sie nicht meiner

Offenheit — den gebundenen Stand zu finden, den das Vorurtheil, dort traditonell hier aus Mangel an Bildung beherrscht. Ich habe den Beamten gespielt, und die Fußfesseln und Handschellen der Büreaukratie so lange getragen, bis mir Ehre und Gewissen zuriefen: „Weiter kannst Du nicht!" Daß ich auch auf der neuen Bahn, in die ich eingelenkt, der Unfreiheit und dem Vorurtheile begegnen werde, weiß ich; aber ich kann mich ihrer überheben, ohne in die Acht gethan oder — entlassen zu werden. Die Unfreiheit des Bürgers ist eine persönliche; beim Adel und Bauern ist sie dinglich, beim Beamten beides zugleich. Ich wollte ein freier Mann werden, und da mir zum freien Künstler und Gelehrten Genie und Kenntnisse fehlten, so bin ich Bürger geworden. — Nun besitze ich noch überdieß ein Pfand für die Unfehlbarkeit meines Glaubens, daß die Bewegung zur Ausgleichung aller Menschenrechte wirklich ein ewiges Gesetz bilde. Sie selbst, mein theurer Vater, haben eine Brücke vom Edelmann zum Bürger gebaut. Sie haben Ihr werthvollstes Gut auf bürgerlichen Grund verpflanzt. An meinem Herzen ruht ihr Kind, mein herrlichstes Besitzthum! Sprich, Klara, ob ich's besser hätte treffen können?"

Da schlang Klara beide Arme um seinen Hals, und barg ihr Gesicht, von süßen Thränen benetzt, an seiner Brust!

Friesenеck aber legte die Hände segnend auf die Häupter seiner Kinder.

Schluß.

Justus an Theobald.

Mars la Tour, den 17. August 1870.

Das war eine mörderische Schlacht; aber um so glänzender und erfolgreicher der Sieg! Unser Regiment befand sich im Vordertreffen, und manch' ein wackerer Kamerad fiel zu meiner Rechten und Linken, während mich die feindlichen Kugeln verschonten.

Ich danke Gott, der es zuließ, daß ich an Deiner Statt den heiligen Kampf um deutsche Ehre und Selbständigkeit durchkämpfen darf. Dir wäre der Gedanke an Dein junges Weib, wenn nicht ein Hemmniß Deines Muthes, doch eine Verkümmerung jener reinen Begeisterung gewesen, wie sie mich — den Unabhängigen und Fessellosen — durchglüht. —

Der Kanonendonner hat mir allen Trübsinn verscheucht. Eine lichte Freudigkeit und Zuversicht belebt mich und macht mich wunderbar heiter. Häufig über-

rascht mich der Gedanke, daß das Geschick des theuern Vaterlandes an demselben Wendepunkte angelangt sei, wie unsere persönlichen Geschicke. Aus ehernem Munde beantwortet es die Forderungen frevelhafter Anmaßung mit einem weit hallenden: „Non possumus!“

Wir werden unsere Ehre retten; wir werden siegen, Theobald, und eine große, einige Nation wird aus dem Samen des vergossenen Blutes emporwachsen! Und ist uns erst dies gelungen, dann, Bruder, dann wird sich auch mit Gottes Hilfe eine innere Klärung und Läuterung vollziehen. Die Zeit wird kommen, wo unser religiöses Bewußtsein und unser bürgerliches Gewissen nicht mehr vor die Schranken wird gefordert werden, wenn wir gegenüber dem Wahnsinn der Zeloten und der Tyrannei ehrloser Gewalthaber uns auf das große Wort Lessings berufen: „Kein Mensch muß müssen!“

Leb' wohl! Grüße Deine und meine Lieben, und sage ihnen, daß ich voll freudiger Hoffnung lebe und kämpfe.

Dein Justus.

Wenige Tage nach dem Datum dieses Briefes stand der Name Justus' auf der Liste der gefallenen Helden.

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

vollziehen. **Der Deutsche wird nicht mehr in der Ferne suchen wollen, was er besser im eignen Hause findet; das zum Bewußtsein seiner Kraft und Tüchtigkeit erwachte Vaterland wird, auf sich selbst gestellt und groß genug, um sich Alles zu sein, sich nur enger noch an seine Schriftsteller anschließen und diese wieder, von solcher Gunst getragen, werden ihre Kraft mit ihrem Muthe wachsen fühlen. So wird, wie auf allen Gebieten des Geistes, mit dem Aufschwung des nationalen Lebens auch ein literarischer Aufschwung Hand in Hand gehen.**

In diesem Moment übernimmt der Unterzeichnete, von der Verlagshandlung aufgefordert, die Leitung eines Unternehmens, welches sich's zum Zweck gesetzt, das Haus mit einer guten Unterhaltungslectüre zu versorgen und das sich während einer langen Reihe von Jahren nach dieser Richtung hin eine geachtete Stellung zu erringen gewußt hat. So anerkennenswerth dies auch ist, so glaube ich es dem heutigen Standpunkt des gebildeten Leserkreises nicht mehr genügend. Nicht blos unterhalten soll der Roman, er will ja geistig anregen, in eine höhere Gedankenwelt einführen, er soll alle Ziele der Nation und der Menschheit auseinandersetzen, die ganze Welt innerer und äußerer Conflicte ist seine Domäne und alles dies soll als plastisches Kunstwerk, abgerundet, abgeschlossen, in Form und Styl vollendet vorgeführt werden. Meine Aufgabe wird es nun sein, einerseits die sorgfältigste Sichtung walten zu lassen, andererseits diesem Unternehmen immer mehr unserer tüchtigsten und frischesten Kräfte, unsere allerersten Namen zu gewinnen. Das **„Album“** überschüttet nicht mit Lesestoff, es giebt so viel ein thätiges Leben von dieser Würze verträgt und darin liegt die Garantie einer sorgfältigen Auswahl.

Wir werden das Beste zu bieten suchen. Ein volles Vierteljahrhundert hat das Unternehmen hinter sich. Auf solcher Basis läßt sich weiter bauen und mit der Zuversicht, die jedes redliche Wollen begleitet, treten wir hiermit in eine neue Epoche.

Die Redaction.

Alfred Meißner.

Wir beginnen den 26. Jahrgang des Album mit der Erzählung

Das Thurmkätherlein. Eine Erzählung aus dem Elsaß. Von **August Becker.**

Diese längst erwartete treffliche Arbeit des rühmlichst bekannten Verfasser hat durch die politischen Vorgänge der Gegenwart erhöhtes Interesse erhalten.

An weiteren Beiträgen lassen wir dann folgen:

Robert Byr, Nomaden. Roman. Vier Bände.

Edmund Hoefer, Zur linken Hand. Eine Erzählung 2 Bände.

Herman Schmid, Concordia. Roman. 3 Bände.

Julius Große, Der neue Abälard. Aus den Papieren eines Pädagogen. 2 Bände.

Johannes Scherr, Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Zweite Auflage. 4 Bände.

Franz Hedrich, Der Dorf=Tartüffe. Eine Erzählung aus der Napoleonischen Zeit. 2 Bände.

S. Junghans, Verflossene Stunden. Novelle. 1 Band.

Robert Waldmüller-Duboc, Die Mauthgräfin. Roman. 3 Bände.

Leipzig im Januar 1871.

Die Verlagsbuchhandlung von

Ernst Julius Günther.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.



Wir beginnen den 26. Jahrgang des Album mit der Erzählung

Das Thurmkätherlein. Eine Erzählung aus dem Elsaß. Von **August Becker.**

Diese längst erwartete treffliche Arbeit des rühmlichst bekannten Verfasser hat durch die politischen Vorgänge der Gegenwart erhöhtes Interesse erhalten.

An weiteren Beiträgen lassen wir dann folgen:

Robert Byr, Nomaden. Roman. Vier Bände.

Edmund Hoefer, Zur linken Hand. Eine Erzählung 2 Bände.

Herman Schmid, Concordia. Roman. 3 Bände.

Julius Große, Der neue Abälard. Aus den Papieren eines Pädagogen. 2 Bände.

Johannes Scherr, Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Zweite Auflage. 4 Bände.

Franz Hedrich, Der Dorf=Tartüffe. Eine Erzählung aus der Napoleonischen Zeit. 2 Bände.

S. Junghans, Verflossene Stunden. Novelle. 1 Band.

Robert Waldmüller-Duboc, Die Mauthgräfin. Roman. 3 Bände.

Leipzig im Januar 1871.

Die Verlagsbuchhandlung von

Ernst Julius Günther.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Fentsch, Eduard,

Non possumus Roman

Bd.: 3

Leipzig (1870)